

Oliver Susami

# Die Knochenfrau

Roman



**C.O.S.G**

Copyright © 2013  
Oliver Susami, Köln den 26. Mai 2013

Kontakt: [oliversusami@aol.com](mailto:oliversusami@aol.com)  
[www.oliversusami.de](http://www.oliversusami.de)

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. FRAU SCHNEIDER BEGEGNET IHRER PATENTANTE.....</b>	<b>5</b>
<b>2. EIN ANRUF UND EIN BRETT MIT BUCHSTABEN</b>	<b>31</b>
<b>3. DER GROSSE AMEISENBÄR.....</b>	<b>52</b>
<b>4. ZWEI SCHLÜSSEL UND EIN BRIEFUMSCHLAG.....</b>	<b>70</b>
<b>5. MIDNIGHT PUMPKIN.....</b>	<b>81</b>
<b>6. UND DANN DAS WEINEN EINES KINDES.....</b>	<b>89</b>
<b>7. TOTHOLZ.....</b>	<b>132</b>
<b>8. HABEN KATZEN KRAMPFANFÄLLE?.....</b>	<b>148</b>
<b>9. FRENCHING THE BULLY.....</b>	<b>164</b>
<b>10. BLÖDE KLEINE TRICKS / NADINE HAT GEHEIRATET.....</b>	<b>179</b>
<b>11. HAARE, ZÄHNE, HAUT.....</b>	<b>198</b>
<b>12. EIN EIMER SCHEISSE UND EIN SCHADENFROHES LACHEN.....</b>	<b>217</b>
<b>13. ALLES KLAR, KOLLEGE?.....</b>	<b>245</b>
<b>14. PFIRSICH UND VOGEL.....</b>	<b>256</b>
<b>15. DER GESCHMACK VON ERDE UND METALL.....</b>	<b>273</b>
<b>16. HASE UND IGEL.....</b>	<b>286</b>
<b>EPILOG.....</b>	<b>313</b>



## 1. Frau Schneider begegnet ihrer Patentante

Es war später Nachmittag, draußen zwitscherten die Vögel und die alte Frau lag im Bett. Ihren Kopf hatte er zur Seite gedreht und ihr ein Kissen untergelegt. So konnte sie ihn beobachten, bei seinem täglichen, gleichförmigen Tun. Sie sah, wie er das Geschirr abwusch, abtrocknete und einräumte. Er machte es falsch, verbrauchte viel zu viel Wasser. Aber sie konnte nichts tun, nicht zu ihm gehen und „Lass mich das mal machen“ sagen, so wie sie es früher immer getan hatte. Sie lag einfach da und sah ihm zu, hörte das Wasser laufen. Als er eingeräumt hatte, da schloss er den alten Staubsauger an und saugte den Teppichboden. Das dauerte etwa zwanzig Minuten. Anschließend wischte er die Regale.

Das Haus war sauber ... viel zu sauber. Das Putzen half gegen die Langeweile, irgendwie musste man die verdammte Zeit ja totschiagen. Er putzte und sie beobachtete ihn, so ging das Tag für Tag. Manchmal sah er sie an und fragte sie irgendetwas, dann blinzelte sie einmal oder zweimal. Einmal stand für „Ja“, zweimal für „Nein“. Und dreimal für „Weiß nicht“. Oder er setzte sich einfach zu ihr, las ihr aus der Zeitung vor und erzählte von früher, von den guten Zeiten. Erzählte von den Reisen nach Venedig, nach Paris, nach Amsterdam und ins goldene Prag. Günstige Busreisen aus dem Katalog, nichts Extravagantes. Das konnten sie sich leisten von seiner kleinen Rente. Er war Hilfsarbeiter, Maschinenbediener. Sie war Hausfrau, hatte Köchin gelernt aber nie in diesem Beruf gearbeitet.

Der alte Mann warf den Lappen, mit dem er die

sauberen Fenster gewischt hatte, in die Spüle. Er verharrte einen Augenblick, sah sich in der Küche um und suchte nach einer neuen Aufgabe. Als er keine fand, da ging er zu ihr ... zu der Frau, die früher so gerne und so wild getanzt hatte. An den Wänden rund um ihr Bett – die drei Männer von der Firma für Pflegebedarf hatten es vor drei Jahren im Wohnzimmer aufgebaut und da stand es nun – hingen mehrere Andenketeller. Bunt bemaltes Porzellan: Eiffelturm, schiefer Turm von Pisa, Karlsbrücke, Brandenburger Tor ... Seine Frau hatte diese Teller geliebt, aus jedem aber auch jedem Urlaub brachten sie mindestens einen mit. Stunden verbrachte sie an den Ständen. Er hatte einmal versucht, es ihr auszureden. Aber sie sagte, sie brauche die Teller, um sich zu erinnern ... als Beweis, dass sie tatsächlich dort gewesen sei. In ihren Augen lag heiliger Ernst, als sie das sagte, und so ließ er ihr die Teller. Über die Jahre bedeckten sie die Wände des kleinen, schon ein wenig baufälligen Hauses: Zwanzig im Wohnzimmer, zwölf die Treppe ins obere Stockwerk entlang, acht in der Küche und sieben im Schlafzimmer. Jedes Mal, wenn er an ihnen vorbeiging, wurde er traurig. Ja, sie waren Erinnerungen an schöne Zeiten. Zugleich aber erinnerten sie ihn daran, dass diese Zeiten ein für allemal vorbei waren. Nie mehr würden sie beide aus diesem Haus hier herauskommen. Und wenn doch, dann an keinen besseren Ort. So lange es seine Gesundheit mitmachte, solange würden sie hier durchhalten, die Stellung halten. 46 Jahre waren sie verheiratet, hatten gemeinsam gute und schlechte Zeiten durchlebt. Wenn sie sich stritten, dann sagte seine Frau immer: „Du bist ein Esel, aber ich behalte dich ja doch ... kommt ja eh nichts Besseres nach.“

Der alte Mann zog seine, um die dünnen Beine

schlackernde, Jogginghose hoch und fragte seine Frau, ob er etwas für sie tun könne. Sie blinzelte zweimal, das hieß nein. Also ging er zurück in die Küche und schaltete die Kaffeemaschine an. Er wusste, dass ihr das Blubbern gefiel. Das Blubbern und der Geruch. Seine Frau war Zeit ihres Lebens eine begeisterte Kaffeetrinkerin. Vier, fünf Tassen am Tag. Und sie kannte sich aus. Da konnte ihr keiner was vormachen. Sie wusste, wo welche Bohnen angebaut wurden, sie erkannte verschiedene Röstungen am Geruch. Sie hätte ein Buch darüber schreiben können, dachte er. „Das große Kaffee-Buch“ von Wilma Schneider. Aber seine Frau hätte nie ein Buch schreiben können, das Bücher-schreiben war eine fremde Welt. Ebenso gut hätte sie zum Mond fliegen können. Allein die Idee war lächerlich.

Der alte Mann stöhnte leise auf, setzte sich an den kleinen Küchentisch und trank einen Schluck. Hier konnte sie ihn nicht sehen. Sie mochte den Geruch des Kaffees und die Geräusche, die die große rote Maschine machte. Aber sie wollte es nicht sehen. Sie selbst durfte ja nicht mehr, wegen der vielen Medikamente. Der Arzt hatte es verboten. Nur ab und zu, da gab er ihr doch einen Schluck. Einen ganz kleinen nur, nur für den Geschmack. Und nur, um nicht alles so zu machen, wie es die Krankheit vorschrieb. Der wenige Kaffee, den er seiner Frau ab und zu in die Schnabeltasse füllte, war ein Akt des Widerstandes, ein Aufschrei gegen das miese Schicksal.

Der alte Mann stellte die Tasse ab und massierte seine schmerzenden Knie. Er fühlte sich müde, ein wenig krank. Nur kurz ausruhen, nur kurz die Beine strecken und die Ruhe genießen. Heute war einer seiner schwachen Tage, einer der Tage, an denen er es gerade

so schaffte. Fast musste er weinen. Er nahm die Kaffeetasse in beide Hände und die Wärme tat ihm gut. Er musste stark sein, sich um seine Frau kümmern. Und um das Andere.

Als er gerade die Hände auf den Tisch stützte und aufstehen wollte, da hörte er das Bellen. Heute also das Bellen. Er kannte es gut, in den letzten Monaten hatte er es häufig gehört. Ein Hund ... sein Hund. Sein Hund Lutz, der seit über zehn Jahren tot war. Der alte Mann ignorierte das Geräusch, stand auf und ging hinüber zu seiner Frau. Er streichelte ihre Stirn und wischte ihr eingetrockneten Speichel aus dem Mundwinkel. Jetzt kratzte es an der Haustür. Genau wie Lutz damals. Er hatte immer hinein gewollt, er konnte nicht allein sein, der gute, dumme Hund. Aber natürlich war es nicht Lutz. Das alles war nichts als eine böse Illusion, eine dreckige Gemeinheit. Und trotzdem hatte der alte Mann das Bedürfnis, zur Tür zu gehen, sie zu öffnen und nachzusehen. Er atmete mehrmals tief durch und hielt sich am Bett seiner gelähmten Frau. Da draußen war nichts, der Hund war seit Jahren tot. Er verweste in der Erde. Da waren nur die Geräusche.

Etwa eine halbe Stunde saß der alte Mann am Bett seiner Frau, streichelte ihre kühle Stirn und erzählte von früher. Das Bellen und Kratzen hatte aufgehört. Es ging nie lange ... zumindest das. Er schaute auf die Uhr über dem Fernseher und es war Zeit fürs Abendessen. Also wieder in die Küche ... immer die gleichen Wege. Er nahm einen Beutel mit Fertignahrung aus dem Karton unter der Spüle, schüttelte ihn, pulte dann einen frischen Infusionsschlauch aus der widerspenstigen Plastikverpackung und ging mit dem ganzen Kram, den er so verabscheute, hinüber zu seiner Frau. Dass der Beutel mit der Flüssignahrung bunt gestreift war, das



machte es nicht besser. Das Zeug war kalt, schleimig und roch nach Haferflocken.

Der alte Mann legte alles auf den Nachttisch, drückte einen Knopf auf einer beigefarbenen, wasserdichten Fernbedienung und richtete so das Kopfteil des Bettes auf, brachte seine Frau in eine halb sitzende Position. Er schob ihr das Nachthemd hoch und legte den durchsichtigen Schlauch frei, der aus ihrem Körper ragte. Er führte direkt in ihren Magen. Der Mann klemmte den Schlauch ab und öffnete den Verschluss. Dann schloss er die Flüssignahrung an und entfernte die Klemme. Er achtete darauf, dass die graugelbe Masse nicht zu schnell in ihren Körper hinein floss. Manchmal kam es ihr wieder hoch und das war gefährlich, es konnte Nahrung in die Luftröhre gelangen, sie konnte eine Lungenentzündung bekommen. Zwei hatte sie schon überlebt, eine davon nur knapp.

Also ganz langsam, Tropfen für Tropfen. Die beiden hatten Zeit. Viel Zeit.

Der alte Mann setzte sich wieder auf den Stuhl neben ihrem Bett und sah zu, wie das nahrhafte Zeug in sie hinein floss. Es sollte so aussehen, als kontrolliere er den korrekten Ablauf des Ganzen. Aber dazu hätten auch zehn Sekunden gereicht. Er wollte sie einfach nicht ansehen, nicht mit ihr sprechen. Er wollte nicht, dass sie seine Traurigkeit bemerkte. Plötzlich kam ihm sein Starren auf den Infusionsschlauch lächerlich vor und er sah ihr doch in die Augen. Mit der Rechten streichelte er ihre Wange. Und dann kamen ihm die Tränen. Er fühlte sich elend, er fühlte sich krank und schwach. Er wusste nicht, wie lange er das hier noch durchhalten würde. Die alte Frau verzog ein wenig das Gesicht und er wusste, dass es ein Lächeln war, dass sie

ihn aufmuntern wollte. Er strich ihr das dünne Haar aus der Stirn und versuchte, seine Gesichtszüge unter Kontrolle zu bekommen.

„Ach Wilma, heute geht es mir nicht gut“, sagte er. „Aber das wird schon wieder, mach dir keine Sorgen.“

Sie sah ihm in die Augen und öffnete leicht den Mund, als ob sie etwas sagen wollte. Aber natürlich kam nichts. Es kam nie etwas.

„Irgendwann sind wir an einem besseren Ort, Wilma. Irgendwann gehen wir wieder spazieren. Und irgendwann tanzen wir wieder zusammen. Vielleicht lerne ich es ja doch noch.“

Jetzt kamen ihr die Tränen. Der alte Mann nahm ein Taschentuch und wischte sie ihr weg. Er war froh, dass er etwas tun konnte. Dann beugte er sich über sie, gab ihr einen Kuss auf die Wange und flüsterte ihr ins Ohr, dass sie immer noch schön sei. Es war eine Lüge, das wusste sie. Aber es war eine Lüge, die ihr gut tat. Und vielleicht fand er sie ja wirklich noch schön ... zumindest ein bisschen.

Einige Minuten blieb der alte Mann ganz dicht bei ihr, dann richtete er sich auf, öffnete eine Schublade ihres Nachttisches, nahm zwei Plastikpackungen aus der Schublade und riss sie auf. Er ließ das Plastik in den kleinen Mülleimer fallen, der neben dem Bett stand. Eine Bewegung, die er schon oft gemacht hatte. Alles eingespielt, praktisch, erprobt.

Der Mann verband die Einwegkanüle mit dem großen Kunststoffreservoir. Er achtete darauf, dass der Kolben ganz vorne war. Dann schaute er seine Frau an und sagte: „Ich fang jetzt an“.

Sie blinzelte einmal, verzog das Gesicht und in ihrem rechten Mundwinkel blubberte Speichel. Der alte Mann legte seine rechte Hand um ihren faltigen Oberarm und

klopfte mit der Linken dorthin, wo er hoffte, eine Vene zu finden. Als er meinte, eine zu sehen, da desinfizierte er die Stelle und stach ihr die Hohnadel durch die Haut. Er traf perfekt und er hasste es. Schon als Kind konnte er kein Blut sehen. Im Biologieunterricht, da hatte er sich einmal in die Hose gemacht, als der Lehrer mit geronnenem, metallisch stinkendem Schweineblut hantierte. Er war umgekippt und hatte sich eingepinkelt. Alle hatten den Fleck gesehen. Noch jetzt stieg ihm die Wut ins Gesicht, wenn er daran dachte. Wut auf sich selbst und Wut auf diesen alten Nazi, der Biologie unterrichten durfte und der ihn so voller Verachtung angeschaut hatte. Wieso erinnerte man sich ausgerechnet an die Demütigungen? Wenn er an seine Schulzeit dachte, dann fielen ihm nur die Demütigungen ein.

Der alte Mann zapfte 100 Milliliter Blut ab. Er zog am Kolben und die dunkelrote Flüssigkeit strömte in das Reservoir. Er ließ die Kanüle stecken, drückte das Blut in eine schmutzige Tonschale und zapfte noch einmal 100 Milliliter. Das tat er, bis er einen halben Liter hatte. Dann zog er die Nadel aus dem Arm seiner Frau und versorgte die Einstichstelle. Alles schon gemacht, alles nur Sache der Übung. Auch an Blut und Wunden konnte man sich gewöhnen.

Als er die Schale mit dem Blut seiner Frau in die Küche trug – sie war so voll, dass er beim Tragen aufpassen musste, er konnte nur langsam gehen – da hörte er das Lachen der Kinder. Von draußen, aus der Dunkelheit. Er begann zu zittern und stellte die Schale ab. Wieso die Kinder? Normalerweise war es nur der Hund oder die Kinder. Warum beides an einem Abend? Er stand reglos, hielt die Luft an, lauschte angestrengt. Da! Wieder das Lachen! Sein Nacken verkrampfte sich

und der alte Mann ballte die mageren Fäuste. Nun gut, dann eben beides heute Abend. Er würde sich nicht verkriechen, er würde tun, was zu tun war. Egal, was passierte. Es war alles nur Einbildung, nur ein Trick, nur der übliche Terror! Er ging zurück zu seiner Frau, setzte sich an ihr Bett und fragte sie, ob auch sie etwas gehört habe. Sie blinzelte einmal.

„Heute Abend ist es besonders schlimm“, sagte er. „Ich mach mal den Fernseher an ... dann hören wir das nicht so.“

Der alte Mann brachte seine Frau in eine liegende Position und drehte sie auf die Seite, so konnte sie den Fernseher sehen. Zusammen schauten sie einen Krimi, dessen Handlung der alte Mann nicht verstand. Zu sehr war er in Gedanken. Als er den Fernseher ausmachte, da war es ganz still. Kein Lachen mehr. Nur das Rauschen des Windes und im nahen Wald brach krachend ein Ast. Wieder waren fast zwei Stunden vergangen. Jetzt würde er sie ausziehen, sie waschen und abtrocknen, ihr den Rücken eincremen und sie dann zudecken. Den Beutel mit der Flüssignahrung hatte er ihr schon während des Films abgenommen. Wenn das alles erledigt war, würde er sich um die Schale mit dem Blut kümmern.

„Willst du noch was trinken, Wilma?“

Sie blinzelte einmal und so gab er ihr kalten Tee aus einer Schnabeltasse. Sie sog gierig daran, war dankbar für alles, was ihre Geschmacksknospen streifte und nicht den direkten Weg in ihren Magen nahm. Auch wenn es nur Kamillentee war.

Die Hand des alten Mannes zitterte. Fast konnte er die Tasse nicht halten, so erschöpft war er. Er wusste nicht, wie er sie noch ausziehen und waschen sollte. Was zum Teufel war heute mit ihm los? Und jetzt fing

auch noch das mit den Steinen an. Wieder das Lachen der Kinder. Und sie warfen kleine Steine gegen die Fenster. Pling ... pling. Das war alles nicht echt! DAS WAR ALLES NICHT ECHT!

Der alte Mann stellte zitternd die Schnabeltasche ab und befühlte seine Stirn. Er sah seine Frau an und schüttelte den Kopf.

„Heute ist es wirklich besonders schlimm, Wilma. Aber hab keine Angst ... es kann nichts passieren. Ich mach das Radio an, vielleicht kommt was Gutes.“

Er stand auf und machte ein paar Schritte auf das alte, hölzerne Radio zu, drehte dann ab zum Wohnzimmerfenster. Kalter Schweiß auf seiner Stirn und ein unbekannter Druck in seinem Leib. Wie die Hand eines unsichtbaren Fremden, die nach seinem Herzen griff, es erst nur umschloss und dann zudrückte. „Ich mach mal auf, Wilma. Man kriegt ja kaum Luft hier drin.“ Der alte Mann drehte den Fenstergriff, schaffte es aber nicht mehr, das Fenster aufzuziehen. Er taumelte zwei Schritte zurück und ging vor dem Bett seiner Frau auf die Knie. Er versuchte, wieder aufzustehen und schaffte es nicht. Es tat so verdammt weh, dass er sich auf die Seite rollte und die Beine an den Körper zog. Der unsichtbare Fremde drückte zu, drückte immer stärker. Er konnte gerade noch den Kopf zu seiner Frau drehen.

„Es tut mir leid, Wilma ... ich liebe dich.“

Dann war es ganz ruhig, es flogen keine Steine mehr an die Fenster. Mit offenen Augen lag Herr Schneider da und rührte sich nicht mehr.

Sie wollte schreien und konnte nicht. Sie wollte zu ihm und konnte nicht. Sie konnte, konnte, konnte nicht. Zweimal hatte sie geglaubt, eine Bewegung seiner Hand zu sehen. Zweimal hatte sie gehofft, er würde

sich gleich wieder aufrappeln, würde sich stöhnend aufsetzen: „Geht schon wieder Wilma.“ Oder lachend: „War alles nur ein Scherz.“

Doch das Erhoffte passierte nicht. Ihr Mann war tot.

Nach einer Stunde versiegten die Tränen und die alte Frau wurde sich ihrer Lage bewusst. Manchmal hatte sie sich gewünscht, zu sterben. Aber doch nicht so! Wer sollte sie hier finden? Der nächste Verbandswechsel war in drei Tagen, dazu kam immer eine Krankenschwester. Ihr Mann hatte das nie hinbekommen mit der Wunde an ihrem Bauch, aus der der Schlauch ragte. Würde sie so lange durchhalten? Wann verdurstet ein Mensch? Und würde die Schwester überhaupt auf die Idee kommen, dass etwas nicht stimmt? Vielleicht ging sie einfach wieder.

Die alte Frau schloss die Augen und versuchte, an die guten Zeiten zu denken. Es gelang ihr nicht. Sie versuchte zu glauben, dass ihr Mann nun an einem besseren Ort war. Auch das gelang nicht. Also öffnete sie die Augen und sah den Toten an. Wieder kamen die Tränen. Sie hätte schreien müssen, sie hätte sich auf ihn werfen müssen. Sie hätte ihn packen und schütteln müssen. Aber es ging nicht. Der Schmerz steckte in ihr fest, füllte sie aus und verband sich mit dem Hass auf ihren gelähmten, nutzlosen Körper, auf diesen Leichnam, in dem sie gefangen war. Sie konnte nur weinen. Und dann fiel ihr ein, dass sie nicht weinen durfte. Sie durfte keine Flüssigkeit verlieren. Sie musste durchhalten.

Lukas träumte ganz großartig. Er war König eines gutgelaunten Südseeinselvekes, das hauptsächlich aus jungen (und ausgesprochen schönen) Frauen bestand. Er saß nackt auf einem Thron aus Schokolade und hatte eine gewaltige Erektion. Gerade wollte er seine Anweisungen für den Tag (es war ein sehr schöner Tag) geben, als der Thron zusammenkrachte. Außerdem prügelte jemand viel zu schnell auf einer großen Trommel herum.

Lukas erwachte und begriff, wo er war. Er rieb sich die Augen, kratzte sich an drei verschiedenen Stellen und sah auf die Uhr. Es war viertel nach acht und sein Nachbar – dieser blöde, kleine Arsch – hörte Techno. Das durfte einfach nicht wahr sein. Das war verdammt nochmal zu viel! Lukas setzte sich im Bett auf und schlug mehrmals mit der Faust gegen die Wand. Er schlug mit Kraft, schlug eine Delle in die Rigipsplatte und schlug die kleinen Holzstücke in der Tapete platt. Als die Musik nicht aufhörte, da stand Lukas auf, schlüpfte in seine Jeans, zog sie sich hoch und kam dabei fast aus dem Gleichgewicht. Dann stürmte er barfuß und mit nacktem Oberkörper zu seiner Wohnungstür. Eigentlich war er ja ein friedlicher Mensch ... aber eben nur eigentlich. Zu viel ist zu viel! Er riss die Tür auf, machte zwei Schritte zur Tür seines Nachbarn, schlug gegen das Holz ... schlug noch mal, schrie einer plötzlichen Eingebung folgend „Polizei! Aufmachen!“ und dann – das hatte er nicht erwartet – öffnete sich tatsächlich die Tür und Lukas sah in das Gesicht des blöden, kleinen Kiffers, der kurz nach acht Techno hörte.

Was dann geschah, das war eigentlich untypisch für Lukas, der zeit seines 35 Jahre währenden Lebens ein eher gelassener Mensch war. Lukas stürmte in die

Wohnung, stürmte zu der Anlage, die den Lärm verursachte, packte sich den Verstärker, riss ihn vom Regal, hob ihn über seinen Kopf und knallte das Gerät mit aller Kraft auf den Boden. Das Ding war mausetot, kein Geräusch mehr. Nie mehr. Es war hinüber, so hinüber, wie es nur sein konnte.

„Hey Mann ... bist du irre?“, fragte der Kiffer und starrte Lukas mit großen Augen an.

Er bekam keine Antwort. Lukas verließ die Wohnung, ging nach drüben und legte sich wieder ins Bett. Kurz dachte er an die möglichen Konsequenzen seines Angriffs auf die nachbarliche Stereoanlage, merkte dann aber, dass ihm das, was er gerade getan hatte, extrem gut gefiel. Er hatte es der Welt da draußen gezeigt ... zumindest einmal ... zumindest ein bisschen. Lukas war zufrieden mit sich. Mit einem Grinsen auf dem Gesicht schlief er ein, träumte allerlei wirres Zeug und erwachte kurz nach halb elf.

Etwa zehn Minuten fühlte sich Lukas wohl in seinem großen, warmen und ein bisschen stinkenden Bett. Dann meldete sich seine Spießerseite – so nannte er sie selbst, manchmal nannte er sie auch einfach Manfred – zu Wort und verdarb ihm die Laune:

„Lukas, du musst dem Typen die Anlage ersetzen. Sonst zeigt der dich noch an. Und sowieso musst du aufstehen, es ist halb elf und nicht Wochenende. Du musst dir endlich einen richtigen Job suchen, du bist Mitte dreißig. Du musst endlich mal eine richtige Beziehung führen, nicht nur so etwas Halbes wie mit Paula. Du musst Kinder zeugen und ein Haus bauen und einen Gartenteich anlegen. Du musst, du musst, du musst. Du hast keine Zeit mehr, Lukas. Schau dir mal an, was deine Klassenkameraden machen. Die sind schon verheiratet und haben schon Kinder und Häuser



und schicke Autos. Es ist keine Zeit mehr Lukas! Steh jetzt auf und geh das an, alles heute, alles sofort ... jetzt gleich! Du bist keine zwanzig mehr!”

Lukas stöhnte und wollte gerade aufstehen. Da meldete sich plötzlich seine Punkseite – ebenfalls ein Ausdruck, den Lukas selbst benutzte. Manchmal nannte er sie auch Hank – zu Wort:

„Ach scheiß drauf. Bleib liegen. Du musst überhaupt nichts außer atmen, essen, scheißen und irgendwann sterben. Das ist alles nur Einbildung. Und schau dir mal die ganzen Deppen an, mit ihren Jobs und ihren blöden Autos und ihren Häusern und ihren nervigen Beziehungen. Denkst du, die sind glücklich? Lukas, du bist stark genug, du kannst ein anderes Leben führen, wenn du willst. Aber jetzt bleib erst mal liegen. Du hast es nicht eilig. Mach dich nicht verrückt mit dem ganzen Scheiß. Hab keine Angst, Mann!”

Lukas drehte sich auf den Bauch. Leise sang er „Oh wie ist mir zumute, zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust.“. Er gab den Worten eine Melodie, wusste aber nicht, ob tatsächlich so ein Lied existierte. Irgendwo hatte er das mal gehört oder gelesen. Die Zwei-Seelen-Diagnose hatte ihm vor einigen Jahren eine Bekannte gestellt, die zwar als Rechtsanwaltsgehilfin arbeitete, tief in ihrem Herzen aber Psychologin und Amateurtherapeutin war. Lukas stimmte dieser Diagnose im Grunde zu und nannte seine beiden Seelen spaßes halber Hank und Manfred.

Hank hörte gerne laut Musik, schiss auf Konventionen, trank zu viel und legte sich ab und zu mit Leuten an, die ihm gefährlich werden konnten.

Manfred hingegen legte Wert auf Sicherheit. Er schätzte ein ausgeglichenes Konto und eine stabile Beziehung, war bedacht auf Unauffälligkeit in sozialen

Dingen und geriet ab und zu in Panik, weil Lukas – also das, was herauskommt, wenn man Hank und Manfred zusammensperrt – mit Mitte dreißig weder Kinder, noch einen anständigen Beruf, noch eine Reihenhaushälfte und nicht einmal ein halbwegs ansehnliches Auto hatte.

Lukas umarmte sein Kopfkissen, ließ einen fahren und blieb liegen ... allerdings nur zehn Minuten. Diesmal hatte die Punkseite (also Hank) nicht gewonnen, sie hatte die Angst nicht vertrieben. Er musste sich, so dachte Lukas, einen Job suchen ... und dann eine zuverlässige Frau, die Kinder wollte. Sonst würde er mit Sicherheit arm und vereinsamt sterben ... in einer kakerlakenverseuchten, zwanzig Quadratmeter großen Einzimmerwohnung. Nach Wochen würden sie ihn finden, halb verwest und von Ratten angeknabbert. In der Mikrowelle ein vergammeltes Fertiggericht und im DVD-Player – oder was auch immer nach dem DVD-Player kam – ein verdammter Pornofilm.

„Puh, was 'n Scheiß“, sagte Lukas zu sich selbst, brachte seine achtzig Kilo in die Vertikale und ging erst mal duschen. Er duschte zwei Minuten warm, dann eine Minute kalt. Er putzte sich die Zähne und pinkelte, zog sich etwas an und kochte Kaffee. Gerade plopte das Weißbrot aus dem Toaster, da klopfte es an der Tür. Einen Moment dachte Lukas daran, sich tot zu stellen ... ganz leise die warmen Toastbrotsscheiben mit Butter zu beschmieren. Aber es klopfte immer weiter und so ging er hin. Es war sein Nachbar, der mit der Musik. Der mit der kaputten Stereoanlage.

„Ey Lukas, das kannst du nicht machen. Das kannst du echt nicht bringen ... also deine Vorstellung vorhin. Da könnte ich dich anzeigen für.“

Am liebsten hätte Lukas die Tür zugeknallt und sich

seinem höchstwahrscheinlich immerhin noch lauwarmeren Toast gewidmet. Aber er antwortete. Er würde vernünftig sein.

„Schon klar, ich habe 'n bisschen überreagiert. Ich kauf dir 'nen neuen Verstärker. Was kostet so ein Ding?“

Der Typ überlegte. Vielleicht hatte er auch einfach nur den Faden verloren. Aus seiner Wohnung roch es eigentlich immer nach Gras.

„So 400 Euro.“

Lukas stöhnte und zog die Augenbrauen hoch. Wieder hätte er am liebsten die Tür zugeworfen. Vielleicht war ja noch ein Rest Wärme in dem Toastbrot.

„Nie im Leben kostet so ein Ding 400 Euro. Ich schau mir das mal an.“

Lukas lief auf direktem Wege in die fremde Wohnung, lief zu dem kaputten Verstärker und drehte das Ding um. Ein älteres Gerät von Technics, ganz aus Plastik. Sah nicht besonders teuer aus. Er suchte sich Zettel und Stift, notierte sich die Typenbezeichnung und ging wieder nach drüben. Der Kiffer lief ihm hinterher.

„Ich schau mal, was so was kostet. Dann kriegst du das Geld oder ich kauf dir 'nen neuen Verstärker. Tut mir leid wegen vorhin ... hatte einen netten Traum und deine Musik hat mich aufgeweckt.“

Lukas warf die Tür zu, aß seinen kalten Toast, trank seinen lauwarmen Kaffee und wusste nicht, wie er sich fühlen sollte. War heute einer der Tage, an denen er über sein Leben grübelte? Einer der Tage, an denen er sich in Selbstmitleid suhlte? So schlimm war es doch überhaupt nicht. Lukas hatte einen Job, der ihn über Wasser hielt. Er hatte so eine Art Freundin, mit der er

lachen konnte, die ihm nicht zu sehr auf die Nerven ging und die – das war seiner Erfahrung nach alles andere als selbstverständlich – Spaß an Sex hatte. Außerdem hatte er ein paar Bekannte, mit denen er was trinken gehen konnte und – das war wichtig! – seine Familie ging ihm in letzter Zeit nicht allzu sehr auf die Nerven. Die Anrufe Marke „Du musst jetzt wirklich dein Leben in Ordnung bringen“ waren weniger geworden. Vielleicht gaben seine Eltern ja langsam auf.

Lukas setzte sich an seinen alten Laptop, klickte irgendwelche Werbung (Schützen Sie sich gegen die neusten Internet-Viren!) weg, die neuerdings aufploppte, und suchte nach dem Verstärker, den er gerade zerstört hatte. Neu gab es ihn nicht mehr, nur gebraucht. Bei ebay waren die Dinger für um die 60 Euro drin, bei Amazon einer für 80.

Lukas suchte und fand seine Brieftasche und nahm 80 Euro raus. Er hatte gerade beschlossen, dem Kiffer nebenan Geld zu geben. Wenn er Glück hatte, dann würde er die Kohle anstatt in einen neuen Verstärker in Dope investieren und dann war vielleicht mal Ruhe. Lukas ging rüber und bezahlte seine Schulden. Der Kleine machte keine Probleme, von 400 Euro war keine Rede mehr. Er hatte es eben versucht.

Okay, das war erledigt. Wie konnte nun der Tag aussehen? Manfred schlug vor, Stellenanzeigen anzuschauen und Bewerbungen zu schreiben. Plötzlich tauchte Hank auf, kratzte sich am Arsch und sagte: „Hör doch mal 'n bisschen Musik, mein Freund“.

Lukas entschied sich für den Kompromiss. Er legte „Raw Power“ von Iggy & The Stooges in den Player und schaute sich zu der Musik einige Stellenanzeigen im Internet an. Nichts wirklich Prickelndes. Überhaupt reizte ihn die Vorstellung, wieder an irgendeiner

Rezeption zu stehen oder in irgendeinem Büro zu sitzen, nicht im Geringsten. Er hatte fast zehn Jahre in Hotels gearbeitet, mit der Ausbildung waren es 13. Dann hatte er die Stelle als Barkeeper bekommen und eigentlich ... ja eigentlich ... aber eben nur eigentlich ... war er ganz zufrieden damit. Er arbeitete täglich nur vier Stunden, immer von neun bis ein Uhr nachts. So kam er auf tausend Euro im Monat und manchmal gab es ordentlich Trinkgeld obendrauf. Er mochte auch die Gäste, vor allem die Frauen. Nicht, dass er wild durch die Gegend vögelte ... keineswegs. Aber er mochte die Vorstellung, dass er es konnte, dass er sie haben konnte. Ja verdammt, er flirtete gerne. Aber das gehörte irgendwie dazu bei dem Job. Treu war er trotzdem, die Sache mit Paula ging nun schon fast zwei Jahre. Und auch wenn sie sich manchmal tagelang weder sahen noch miteinander telefonierten, waren sie doch so etwas wie ein Paar. Was Paula an den Tagen trieb, an denen sie sich nicht sahen, das wollte Lukas nicht wissen. Darüber wollte er nicht nachdenken.

*Eigentlich, so dachte sich Lukas, schlage ich mich ganz gut ... ich lebe ein Leben nach meinen Vorstellungen. Und nicht das Leben, das meine Eltern für mich vorgesehen haben. Ginge es nach ihnen, dann würde ich längst in einem sicheren Job stecken, Kinder haben und mindestens eine Eigentumswohnung, besser ein Haus mit Garten.*

Wie waren noch gleich die Worte, die seine Eltern für Leute wie ihn benutzten? Ach ja: „Verkrachte Existenz“, „Gammler“, „lebensuntüchtig“ ... all das hatten sie ihm an den Kopf geworfen. Aber sein Kopf war noch ganz, der hielt was aus. Lukas war seinen Erzeugern nicht mal böse. Er wusste, dass diese Vorwürfe, all diese Verurteilungen, nur Produkte einer Angst waren, die seinen Eltern in den Knochen steckte.

Einer Angst, die noch in der Sowjetunion – man nannte es Sozialismus, tatsächlich war die verdammte Angelegenheit nur eine Mischung aus Korruption, Dummheit, Unterdrückung und Propaganda. So hatte sich Karlo Marx das ganz sicher nicht gedacht – auf die Welt kam und in Deutschland weiter wuchs. Vor rund 36 Jahren waren die beiden nach Deutschland gekommen. Abgehauen aus einem kleinen, engen, deutschen Dorf in der damaligen Sowjetunion ... und ab ins gelobte Land. Erfüllt von dem Willen, alles richtig zu machen, sich anzustrengen, zu etwas zu kommen, hatten sie sich in diesem kleinen, süddeutschen Dorf namens Rothenbach eine neue Existenz aufgebaut. Rund 3000 Einwohner hatte Rothenbach, drum herum Wald und Landwirtschaft. Dort hatte Lukas die ersten 19 Jahre seines Lebens verbracht, dort war er zur Schule gegangen. Und dort war er nie wirklich heimisch geworden. Schon als Grundschüler hatte er gespürt, dass er und die Seinen nicht dazu gehörten. Allein schon der süddeutsche Dialekt, den er kaum verstand. „Du musst dich anstrengen“, hatte sein Vater ihm gesagt ... „pass dich an, integriere dich, sei wie sie“. Aber wie konnte er sich integrieren, wenn die anderen ihn nicht wollten? Wie sollte das gehen? Wie sollte er mit Leuten auskommen, die in ihm – und das obwohl er doch in Deutschland geboren war – nur „den Russen“ sahen?

Lukas hasste Rothenbach. Er war froh, dass er weg war. Er war froh, dass er in der Großstadt – nun ja, es war nur Freiburg ... aber immerhin – lebte. Er war froh über die Leute, die er kannte und von denen nur wenige wussten, wo genau Rothenbach überhaupt lag. Nie mehr wollte er dorthin zurück, nie mehr. Um kein Geld der Welt. Dieses beschissene Dorf, dieses Loch voller

Feindseligkeit und Beschränktheit, hatte es sogar geschafft, seine Eltern zu vertreiben. Sie hatten kapituliert, nachdem sie einige Male Umschläge voller Scheiße in ihrem Briefkasten gefunden hatten. Irgendwann ging es einfach nicht mehr. All die Anpasserei führte zu nichts. 25 Jahre und sie waren immer noch die Russen, immer noch die Zugezogenen, mit denen man nichts zu tun haben wollte.

Als sie dann abfuhren, als sie ihre Wahlheimat verließen, da standen die braven Rothenbacher am Straßenrand und glotzten. Das beschissene Pack hatte gewonnen. Sie hatten die Fremden vertrieben, die doch nur irgendwo in Ruhe leben wollten.

Was Lukas nicht ahnte, während er auf seinem alten Sofa saß und seinen Gedanken nachhing: Rothenbach war näher als er glaubte.

\*

Drei Tage und drei Nächte lag Wilma Schneider in ihrem Bett. Sie sah die Veränderungen. Sie sah, wie seine Haut eine gelbliche Farbe annahm. Sie sah, wie seine geöffneten Augen stumpf wurden. Sie bemerkte, dass er zu stinken anfang und einige Male hörte sie die Geräusche, die sein verwesender Körper von sich gab. Sie schloss die Augen und öffnete sie wieder. Sie wollte ihn nicht sehen und schaute dann doch wieder hin. Einige Male weinte sie, konnte sie sich einfach nicht beherrschen. Sie versuchte ja, es zu unterdrücken. Sie versuchte auch, ihren Urin bei sich zu behalten. Aber es gelang nicht. Sie verlor Flüssigkeit und wurde immer schwächer.

Wann verdurstet man? Wann ist es so weit? Dass man es einige Tage ohne Nahrung aushalten konnte,

das wusste Frau Schneider. Aber wie lange ohne Flüssigkeit?

Am Ende des zweiten Tages war ihr Körper ein einziger Schmerz. Sie glaubte, wahnsinnig zu werden. Sie wünschte sich, zu sterben. Und doch wusste sie, dass sie nicht sterben durfte. Sie dachte an die guten Zeiten, sie empfand sogar Liebe beim Anblick seines Leichnams. Was da lag, das war immer noch ihr Mann. Und seine letzten Worte waren: „Ich liebe dich“. Hatte er sie wirklich noch geliebt? Nach dem verdammten Schlaganfall? All die Jahre, die sie nur noch im Bett lag, unfähig zu sprechen, sich zu bewegen. Hatte er sie wirklich geliebt, sogar wenn sie sich einpinkelte, wenn er ihr den Hintern wischte? „Ich liebe dich!“ Das waren seine letzten Worte. Und wenn er gelogen hatte, dann war es eine schöne Lüge. Konnte man überhaupt noch lügen, wenn man starb?

*Steh auf, dachte die alte Frau. Bitte steh auf. Erwach einfach wieder zum Leben! Bitte lieber Gott, bitte mach, dass er wieder aufsteht! Komm doch bitte ein einziges Mal aus deiner Reserve und mach etwas! Bitte lieber Gott!*

Der Mann würde nicht aufstehen, sie sah es ein. Da war kein liebender Gott, der mit dem Finger schnippte und die Toten erweckte. Da war nur kalte Leere. Und es würde auch kein biologisches Wunder geben. Kein elektrisches Signal, das dem toten Leib plötzlich wieder Leben gab.

Wilma Schneider versuchte, sich auf ihren eigenen Körper zu konzentrieren. Vielleicht war dieser Schmerz leichter zu ertragen. Vielleicht konnte sie ja balancieren, zwischen der Trauer und der Verzweiflung auf der einen Seite, und dem körperlichen Schmerz auf der anderen. Vielleicht ging es so irgendwie.

Die Körperhälfte, auf der Frau Schneider lag, war ein



einziges Jucken, Drücken und Brennen. Sie hatte das Gefühl, zu verwesen, sich aufzulösen. Sie roch ihren eigenen Gestank, ihren Schweiß und ihren Urin. Und der verdammte Durst. Sie brachte nicht einmal mehr genug Speichel zusammen, um ihren Mund zu befeuchten.

Die zweite Hälfte des dritten Tages nach dem Tod ihres Mannes war brutal. Die Kopfschmerzen waren unerträglich und Frau Schneider musste sich eingestehen, dass sie nicht mehr klar denken konnte. Sie wusste nicht mehr, welcher Tag und welcher Monat war. Dann kam eine weitere Nacht, die dritte mit dem toten Mann neben ihrem Bett ... ihrem Mann. Wilma Schneider hörte nichts, nur ihren eigenen Herzschlag. Kein Bellen und kein Kratzen an der Tür, kein Kinderlachen ... und auch keine Schritte auf dem Dach. Keines der Geräusche, mit denen diese verdammte Kreatur sie in den letzten Jahren gequält hatte. Es war ruhig, nur ab und zu ein Auto oder ein Geräusch aus dem Wald. Zumindest ließ dieses verdammte Ding sie in Ruhe, zumindest machte es sich nicht über sie lustig.

Gegen 22 Uhr verlor die alte Frau das Bewusstsein. Als sie merkte, dass sie in die Dunkelheit rutschte, dass ihr Blick verschwamm, da empfand sie tiefe Dankbarkeit. *So fühlt sich also Sterben an, so ist das also.* Frau Schneider wollte nicht mehr durchhalten. Sie wollte einfach nur, dass es vorbei war. Ihr Mund fühlte sich an wie eine einzige entzündete Wunde. Aber jetzt wurde es besser ... jetzt war es gleich vorbei.

Doch die alte Frau war nicht tot. Sie befand sich in einem Zustand irgendwo zwischen Schlaf, Bewusstlosigkeit und Todeskampf. Längst verstorbene Menschen begegneten ihr: Ihre Mutter, die Oma, ihr Vater mit Lutz, dem Hund ... dann die Rosi, ihre

Patentante. Die Rosi schwamm in einem großen See und als die alte Frau ans Ufer trat, da kam die Rosi zu ihr, stieg aus dem Wasser und machte Gymnastik. Sie hatte einen großen roten Ball mit gelben Punkten. Sie hob ihn über den Kopf, warf ihn dann aufs Wasser und machte den Hampelmann. Sie rannte auf der Stelle, machte Kniebeugen und sogar Liegestütze. Dabei rief sie immer wieder:

„Schau nur, Wilma! Schau nur, wie ich mich bewegen kann! Jetzt versuch es doch auch einmal!“

Und Wilma sah in ihrem Todestraum an sich herab und tatsächlich: Sie stand auf ihren eigenen Beinen ... und sie konnte die Arme bewegen und den Kopf und sie konnte gehen, wohin sie wollte. Sie war nicht mehr gelähmt, sie lag nicht mehr in diesem verfluchten Bett. Und dann war auch ihr Mann da und hielt ihre Hand. Er sagte ihr, dass er sie lieb habe und dass er ihr ein Eis kaufen werde. Und dann ... dann erwachte Frau Schneider und ein Fremder beugte sich über ihr Gesicht.

\*

Am vierten Tag hatte man Wilma Schneider gefunden. Die Schwester, die kurz nach elf Uhr Vormittag zum Verbandswechsel kam, klingelte fünfmal, dann schlug sie einige Male gegen die Tür. Als ihr niemand öffnete, da ging sie um das kleine Haus herum, schaute in die Fenster und sah den alten Mann, der ihr so oft geöffnet hatte, auf dem Boden liegen. Mit pochendem Herzen und zittrigen Fingern wählte sie die Nummer der Feuerwehr. Dann wartete sie fünf Minuten, verlor die Geduld, nahm sich einen der Holzscheite, die hinter dem Haus lagen und wollte

gerade das Wohnzimmerfenster einschlagen, als sie bemerkte, dass es überhaupt nicht verschlossen war. Der Griff war in der Horizontalen. Die Krankenschwester legte (ein wenig enttäuscht war sie schon, sie hatte noch nie ein Fenster eingeschlagen) den Holzscheit weg, drückte das Fenster auf und stieg unter Ächzen und Stöhnen hinein in den Verwesungs- und Uringestank. Was sie erwartete, das war fast zu viel für sie. Sie hatte schon einiges erlebt in ihren fast 30 Jahren als Krankenschwester. Aber das ... der Geruch war unerträglich. Zuerst – das warf sie sich später vor, das war nicht korrekt – öffnete sie weitere Fenster und ließ den Gestank heraus. Dann sah sie nach den beiden alten Leuten.

Erst dachte sie ja, beide seien tot. Sie dachte, die alte Frau sei gestorben und der Mann habe sich daraufhin das Leben genommen. So erschien ihr das logisch. Die beiden alten Leute hatten ja nur sich.

Aber als sie genauer hinsah und sich über das Bett beugte, da stellte sie fest, dass die alte Frau zwar dem Tod nahe, nicht jedoch tot war. Sie fühlte ihre Stirn und sie war nicht so kalt, wie sie hätte sein müssen.

Und dann machte die Krankenschwester alles richtig: Befeuchtete mit einem Lappen das Gesicht und den Mundraum der Frau. Hängte ihr einen Beutel mit Wasser an die Magensonde und versuchte, sie aufzuwecken. Leise sprach sie mit ihr, tätschelte ihre Wangen, träufelte ihr Wasser in den Mund und reinigte ihre verklebten Augen. Die Frau reagierte, verzog den Mund und gab ein leises Stöhnen von sich. Dann bewegten sich ihre Augenlider. Nein, öffnen konnte sie sie nicht. Aber anscheinend versuchte sie es. Und dann kam auch schon der Rettungswagen.

Das Gesicht, in das Wilma Schneider blickte, als sie

erwachte, trug Brille und Vollbart. Sie kannte diesen Mann nicht.

„Frau Schneider, Frau Schneider ... können Sie mich verstehen?“

Die alte Frau versuchte, etwas zu sagen. Aber natürlich kam nichts. Dann zwinkerte sie und der bärtige Mann lächelte.

„Frau Schneider, bitte versuchen Sie, wach zu bleiben. Die Schwester, die Sie gefunden hat, hat uns gesagt, dass einmal zwinkern für ja steht, zweimal zwinkern für nein ... und dreimal dafür, dass sie es nicht wissen. Ich werde das jetzt mal mit Ihnen testen. In Ordnung? Heißen Sie Wilma?“

Die alte Frau verstand erst nicht und der Mann wiederholte seine Frage. Sie zwinkerte einmal.

„Gut, jetzt eine andere Frage. Sind Sie ein Mann?“

Die alte Frau zögerte, zwinkerte dann zweimal. Was sollte diese Frage?

„Das klappt ja ganz ordentlich“, sagte der Bärtige. „Haben Sie irgendwelche Schmerzen?“

Die alte Frau schaute ihn nur an. Sie wusste nicht, wo sie war. Sie wusste nicht, was das für ein Kerl war, der ihr da Fragen stellte. Nur langsam kam die Erinnerung ... was ist mit meinem Mann?

„Frau Schneider, bitte antworten Sie mir. Haben Sie irgendwelche Schmerzen? Tut Ihnen irgendwas weh?“

Nach einigen Sekunden zwinkerte sie zweimal. Dann kamen ihr die Tränen. Ihr Mann war nicht mehr bei ihr, sie war nicht mehr zuhause. Sie war irgendwo. Sie war immer noch gelähmt, immer noch völlig hilflos. Es gab auch keinen roten Ball mit gelben Punkten. Und dann stand alles vor ihr: Er war einfach umgekippt, einfach umgefallen. Und sie hatte gehofft, er werde wieder aufstehen, sich wieder aufraffen. Aber er war tot und

dann lag sie tagelang da und war am verdursten ... und dann fehlte etwas ... und dann war da plötzlich dieser bärtige Mann der sie komische Sachen fragte, der von ihr wissen wollte, ob sie ein Mann sei. Jetzt hielt er gerade ihre Hand.

„Frau Schneider, es tut mir wirklich sehr leid, was mit Ihrem Mann passiert ist. Wenn Sie möchten, dann lasse ich Sie erst einmal in Ruhe. Ich kann Ihnen aber auch erklären, wo Sie sind und wer ich bin. Wenn Sie wissen möchten, wo Sie sind und was passiert ist, dann blinzeln Sie bitte einmal. Wenn Sie Ihre Ruhe haben möchten, dann blinzeln Sie bitte zweimal.“

Die alte Frau sah in das fremde Gesicht. Der Mann war etwa vierzig, einige Barthaare schon grau, er sah freundlich aus. Sie wollte jetzt nicht allein gelassen werden und blinzelte einmal. Der Mann lächelte und drückte ihre Hand. Er sprach langsam und deutlich.

„Mein Name ist Thomas Werner und ich bin Krankenpfleger. Wir befinden uns im Universitätsklinikum Freiburg, auf der Intensivstation. Sie sind seit zwei Tagen hier, waren allerdings bisher nicht ansprechbar. Ich habe mich während dieser zwei Tage um Sie gekümmert, zusammen mit den Kolleginnen. Sie waren halb verdurstet, als Sie hier eingeliefert wurden. Aber jetzt sind Sie außer Lebensgefahr. Erinnern Sie sich daran, was passiert ist?“

Die Frau zwinkerte einmal und schaute ihm in die Augen. Ihre Erinnerung war nun klar. Sie wusste genau, was passiert war.

„Ich möchte Ihnen mein Beileid aussprechen, Frau Schneider. Sie haben bestimmt Furchtbares durchgemacht.“

Sie zwinkerte einmal und der bärtige Mann sah etwas verlegen aus. Unter seinem Bart und seiner Brille hatte

er ein Jungengesicht.

„Ich werde Ihnen jetzt noch ein paar Fragen stellen, dann lasse ich Sie in Ruhe. Nur damit ich weiß, ob ich noch irgendetwas für Sie tun kann. Haben Sie irgendwo Schmerzen?“

Das hatte er vorhin schon gefragt. Sie blinzelte zweimal.

„Haben Sie Durst?“

Zweimal

„Haben Sie Hunger?“

Zweimal

„Liegen Sie bequem?“

Einmal

„Sind Sie müde? Möchten Sie schlafen?“

Einmal

„Haben Sie sonst noch irgendwelche Fragen an mich?“

Zweimal

„In Ordnung, Frau Schneider. Dann lasse ich Sie jetzt in Ruhe. Ich sehe später noch einmal nach Ihnen. Ruhen Sie sich aus, Sie haben viel durchgemacht. Sie müssen erst wieder Kraft sammeln.“

Der Mann in dem weißen Kittel verließ das Zimmer und Frau Schneider starrte etwa drei Minuten die hellgraue Zimmerdecke an. Ihre Augen waren immer noch gut, sie erkannte die blassen Umriss eines überstrichenen Wasserflecks. Dann schlief sie ein. Zuvor fühlte sie so etwas wie Erleichterung ... sie hatte überlebt. Nicht dass sie am Leben hing ... eigentlich war das ja gar kein richtiges Leben mehr. Aber sie hatte noch eine Aufgabe. Sie durfte sich nicht einfach aus dem Staub machen. Tante Rosi würde noch ein bisschen auf sie warten müssen mit ihrem Ball.

## 2. Ein Anruf und ein Brett mit Buchstaben

Es war kurz nach zehn und Lukas lag noch im Bett. Neben ihm Paula. Als er erwachte, da sah er ihren weißen Rücken mit den beiden kleinen Leberflecken. Er gab ihr einen Kuss zwischen die Schulterblätter, streichelte ihren Nacken und roch an ihrem schwarzen Haar. Eine Mischung aus Shampoo und Zigarettensqualm. Er mochte den Geruch.

Lukas richtete seinen Oberkörper auf, unterdrückte ein Husten und kletterte über sie drüber. Anders ging es nicht, er hatte an der Wand geschlafen. Paula murmelte irgendetwas, wachte aber nicht auf. Einige Sekunden stand er neben ihr und sah sie nur an. Er wusste nicht, was er von dieser Frau halten sollte. Irgendwie war sie nicht greifbar ... wie ein glitschiges Tier, das einem immer wieder aus den Händen glitt.

Lukas ging ins Badezimmer, trank ein Glas Wasser, stellte sich unter die Dusche, suchte nach der richtigen Temperatur und pinkelte in die Duschwanne. Er dachte an das vergangene Wochenende. Eines der besseren, wie er fand. Er hatte drei Abende hintereinander gearbeitet und gut Trinkgeld kassiert. Gestern Abend war dann überraschend Paula aufgetaucht. Sie war ein wenig betrunken. Kurz nach eins machte Lukas Schluss und ging mit ihr in seine Wohnung. Der Sex war gut ... schweinisch. Sie hatten sich durchs Zimmer gevögelt, erst von hinten im Stehen am Waschbecken, dann Doggy vor dem Kühlschrank, missionarisch auf dem Sofa und schließlich irgendwie verdreht im Bett. Sie hatten 'ne Menge Spaß gehabt. Erschöpft und glücklich waren sie gegen drei Uhr eingeschlafen, Arm in Arm. Das war ungewöhnlich, eigentlich hielt Paula das nicht

aus. Sie vertrug nur ein bestimmtes Maß an körperlicher Nähe. Sie brauche ihre Freiheit, so sagte sie immer. Und aufgewacht waren sie natürlich getrennt, nicht eng umschlungen. Sie mit dem Rücken zu ihm.

Als Lukas sich gewaschen und abgetrocknet hatte, da hörte er das Telefon. Einfach ignorieren, sagte er sich, wenn es wichtig ist, dann ruft der- oder diejenige noch mal an. Er putzte sich die Zähne und als er gerade ins Waschbecken spuckte, da hörte er die Tür. Paula hatte es wieder getan, sie war einfach abgehauen ... ohne ein Wort zu sagen. Sofort meldete sich Manfred: „Such dir eine zuverlässige Frau. Eine, mit der du Zukunft hast. Paula taugt einfach nichts.“

Und gleich darauf Hank: „Aber der Sex ist gut. Und außerdem nervt sie nicht. Was ist schlimmer? Eine Frau, die einfach geht? Oder eine Frau, die du nicht mehr los wirst?“

Lukas schüttelte sich, für solche Fragen war er noch zu müde. Außerdem war er sich nicht ganz im Klaren darüber, welche Seite gerade was gesagt hatte. Er machte sich Frühstück, roch Paulas Parfum und fand den Zettel, den sie geschrieben hatte:

Ich muss los, mein Süßer. Danke für die Nacht.

*Du kannst mich mal*, dachte Lukas. Dauernd faselte sie von Freiheit, dauernd beschwor sie ihren Individualismus. Eigentlich, so dachte Lukas, war sie nur eine Egoistin, die schöne Worte für ihren Egoismus fand.

Als er sich gerade seinen Toast schmierte, da klingelte schon wieder das Telefon und Lukas war sich sicher, dass die Welt beschlossen hatte, ihn vom Frühstück abzuhalten. Irgendwelche Arschlöcher hatten sich bei Salzstangen und Orangensaft zusammengesetzt und beschlossen, dass es für Lukas keinen warmen Toast mehr geben würde. Das war die



einzig logische Erklärung.

Aber nicht mit ihm. Es klingelte weiter und er ging nicht ran. Er würde sich nachher durch die Menüführung seines Telefons kämpfen, die Nummer des Anrufers raus suchen und dann – es sei denn, es war die Nummer eines der Menschen, mit denen er nicht reden wollte – zurückrufen. So nahm es sich Lukas vor, und so geschah es ein halbe Stunde später.

„Hallo, hier Schwester Monika. Intensivstation.“

Lukas sagte „Äh“ und dann drei Sekunden nichts. Das hatte er nicht erwartet. Intensivstation? War etwas mit seinen Eltern? Oder mit Paula? War sie aus seiner Wohnung direkt vor ein Auto gelaufen?

„Hallo ... sind Sie noch dran?“

„Ja ... äh, mein Name ist Lukas Kramer. Sie haben vorhin versucht, mich zu erreichen.“

Kurzes Schweigen und im Hintergrund Krankenhausgeräusche. Lukas meinte zu hören, wie ein Bett über eine Schwelle gerollt wurde. Dann sagte die Schwester:

„Ich habe Sie nicht angerufen ... aber bleiben Sie mal dran, ich frag mal die Kollegen.“

Lukas blieb dran und hörte Warteschleifenmusik. Sie war beschissen, komplett mit Panflöte und allem. Nach einer Minute brach die Musik ab und Schwester Monika war wieder dran.

„Herr Krämer? Sind Sie noch da?“

„Kramer“, sagte Lukas.

„Entschuldigung, dann eben Kramer. Das war der Thomas, der Sie vorhin angerufen hat. Er ist gerade bei einem Patienten. Kann er Sie gleich zurückrufen?“

Lukas sagte ja und verabschiedete sich. Wer zum Teufel war der Thomas?

Zehn Minuten später klingelte das Telefon.

„Guten Tag Herr Kramer. Mein Name ist Thomas Werner, ich bin Pfleger hier im Universitätsklinikum Freiburg auf der Intensivstation.“

„Hallo Herr Werner. Was gibt es denn?“

„Kennen Sie eine Frau Wilma Schneider?“

Lukas erschrak. Natürlich kannte er Frau Schneider. Er sagte es dem Pfleger.

„Die Frau Schneider wurde vor einigen Tagen bei uns eingeliefert, ihr Mann ist gestorben. Wie Sie ja wissen, ist die Frau Schneider gelähmt und kann nicht sprechen. Aber geistig ist sie ja ganz klar und so können wir uns mir ihr verständigen. Als wir sie gefragt haben, wen wir benachrichtigen sollen, da hat sie uns ihren Namen buchstabiert und dass Sie in Freiburg wohnen. Sind Sie ein Angehöriger?“

„Nein, bin ich nicht. Ich kenne die Schneiders nur von früher. Wir waren mal Nachbarn.“

„Würden Sie vielleicht vorbeikommen? Der Frau Schneider scheint viel daran zu liegen. Anscheinend hat sie sonst niemanden ... jetzt, wo ihr Mann tot ist.“

„Wie ist er denn gestorben?“, fragte Lukas.

„Herzinfarkt ... das war alles ein bisschen heftig. Frau Schneider hat das mitbekommen und er lag wohl einige Tage tot vor ihrem Bett. Also bevor dann Hilfe kam.“

Lukas schluckte. Die alte Frau hatte so viel durchgemacht ... und jetzt auch noch das. Was für eine Scheiße.

„Wie geht es ihr?“, fragte Lukas.

„Den Umständen entsprechend. Sie war stark dehydriert, aber wir pöppeln sie wieder auf. Seelisch hat sie das natürlich sehr mitgenommen.“

„Ja ... natürlich“, murmelte Lukas. „Wann kann ich denn vorbeikommen?“

„Also wenn Sie Zeit haben heute Nachmittag gegen

15 Uhr. Ich bin dann noch da und wir können uns kurz über Frau Schneider unterhalten. Ich zeig Ihnen dann auch, wie Sie sich mit ihr verständigen können. Würde Ihnen das passen?”

„Ja-ja, natürlich.“

„Haben Sie gerade etwas zu schreiben? Ich gebe Ihnen die Station durch ...“

Lukas notierte sich die Station und den Namen des Pflegers. Nachdem er aufgelegt hatte, setzte er sich auf sein Sofa, verschränkte die Arme vor der Brust und starrte eine halbe Stunde lang ins Nichts. Er war tief in Gedanken. Dann hob er seinen rechten Arm und begann, an seinem Daumnagel zu kauen. Das hatte er seit Jahren nicht mehr gemacht. Als er es merkte, da verschränkte er wieder die Arme und saß einfach nur da. Fast eine Stunde lang. Er saß völlig starr. Als seine trockenen Augen anfangen zu schmerzen, da blinzelte er.

\*

Kurz nach zwei verließ Lukas seine Einzimmerwohnung. Er nahm die Straßenbahn Richtung Bahnhof, aß dort ein mit Ei, Tomate und Weichkäse belegtes Brötchen, kleckerte sich ein wenig Mayonnaise auf die Hose, wischte das Zeug weg, so gut es eben ging, und lief dann Richtung Klinikum. Er fragte sich zur Intensivstation durch und stand kurz nach drei vor der großen, automatisch öffnenden Metalltür. Man musste klingeln, um hereingelassen zu werden.

Lukas hatte seinen Zeigefinger schon auf dem Klingelknopf, als er ihn wieder zurück zog, ein paar Schritte weg von der großen, hässlichen Tür machte und sich an ein Treppengeländer lehnte. Er wollte nicht

dort hinein, er wollte nicht zu Frau Schneider. Sie war Teil seiner Vergangenheit, Teil eines Lebensabschnittes, den er hinter sich gelassen hatte. Nein, er hatte nichts gegen die alte Frau. Überhaupt nichts. Sie und ihr Mann, sie hatten die Familie Kramer akzeptiert. Sie waren bei den wenigen, die nichts gegen „Die Russen“ hatten. Sie luden die Neuen zum Essen ein, sie passten sogar auf Lukas und seinen Bruder auf, wenn seine Eltern weg waren. Gut erinnerte er sich an die Kindercola und die immer ein wenig labbrigen Salzstangen, die es bei den Schneiders gab. Sie hatten auch viel mehr Fernsehkanäle. Und Frau Schneider weinte sogar, als die Familie Kramer schließlich aufgab und wegzog, in einen größeren Ort, fünfzig Kilometer entfernt ... in einen Ort, in dem ihnen – so hofften sie und so war es dann auch – weniger Ablehnung entgegenschlug. Sie hatte tatsächlich geweint, die Frau Schneider. Sie hatte ihn und seinen Bruder in den Arm genommen und er hatte ihre heißen Tränen an seiner Backe gespürt.

Vielleicht war es, so überlegte Lukas, weil auch die Schneiders Zugezogene waren. Auch welche von denen, die nie richtig dazugehörten. Sie waren irgendwann in den Sechzigern nach Rothenbach gekommen und hatten sich ein kleines, schon damals etwas heruntergekommenes Haus mit Garten gekauft. Wie oft waren er und sein Bruder durch diesen Garten gerannt. Sie waren Nachbarn, der grüne Drahtzaun war an einer Stelle niedergedrückt und man konnte leicht drüber. Die beiden Gärten waren ein großer Spielplatz für sie.

Lukas lehnte an dem Treppengeländer und sah zwei Schwestern hinterher. Die Eine war etwa doppelt so dick wie die Andere. Plötzlich kam es ihm komisch vor, wie unterschiedlich die Menschen doch waren. Das war

ja wirklich nur bei Menschen so. Oder gab es auch Elefanten, die doppelt so dick waren wie andere Elefanten? Oder Goldhamster? Nun ja, wahrscheinlich schon. Goldhamster bestimmt. Daniel, Lukas' kleiner und einziger Bruder, hatte früher einen Goldhamster, den er gnadenlos überfütterte. Das Ding sah aus wie ein haariger Ball mit Augen. Wann hatte er seinen Bruder eigentlich zuletzt angerufen?

Lukas schüttelte den Kopf und krallte sich am Treppengeländer fest. Sein Körper war gespannt. Er war bereit, sich abzustößeln und hineinzugehen, hinein zu der gelähmten Frau. Ein beschissener Schlaganfall hatte sie ihrer Bewegungsfähigkeit beraubt. Diese Sache war passiert, als er und seine Familie schon nicht mehr in Rothenbach wohnten. Keine Vorwarnung, keine Anzeichen. Wie ein grausamer Scherz. Und dann lag sie im Bett und konnte nicht einmal mehr den Kopf drehen.

Als Lukas es hörte, da war er erschüttert. So schnell konnte es also gehen, von einer Sekunde auf die andere. Drei oder vier Wochen lang war er immer wieder kurz davor, zu ihr zu fahren, die beiden zu besuchen. Aber irgendwie schaffte er es nicht, wollte es auch nicht. Was sollte er schon sagen? Und wollten sie ihn überhaupt sehen? Weitere drei oder vier Wochen quälte ihn das schlechte Gewissen. Dann redete er sich damit heraus, dass sie ja nur Nachbarn gewesen seien.

Aber jetzt stand er hier und es war schon Viertel nach drei. *Verdammt, Lukas ... geh jetzt hinein zu der alten Frau. Wenn sie dich sehen will, dann tu ihr den Gefallen. Es ist die Frau Schneider, die Frau, die früher auf dich aufgepasst hat. Und sie hat 'ne Menge hinter sich.*

Lukas ging zu der großen Tür, die in der Zwischenzeit schon mehrmals auf- und wieder zugeschwenkt

war, drückte den Klingelknopf und wartete. Nach etwa einer Minute ging die automatische Tür mit einem leisen Summen auf. Im Gang stand ein bärtiger Mann mit Nickelbrille. Er sah aus, als könne er im nächsten Herr der Ringe mitspielen. Fehlte nur der grüne Umhang.

„Zu wem möchten Sie?“

„Zu der Frau Schneider. Mein Name ist Lukas Kramer.“

Der Mann mit dem Bart grinste ihn an.

„Dann haben wir telefoniert. Ich heiße Thomas. Kommen Sie mit, Frau Schneider liegt weiter hinten.“

Lukas folgte ihm schweigend. Als der bärtige Mann in eines der Zimmer bog, da zögerte Lukas, blieb kurz stehen. Er hatte erwartet, der Pfleger würde ihm noch irgendwas sagen ... wie er mit Frau Schneider sprechen konnte, wie er mit ihr umgehen sollte, was er zu beachten hatte. Er dachte, er würde ihm irgendwelche Tipps geben oder ihn irgendwie auf das vorbereiten, was ihn da drin erwartete. Aber der Mann war einfach ins Zimmer marschiert und schon hörte Lukas ein „Hallo Frau Schneider, Sie haben Besuch. Der Herr Kramer ist da.“ Schnell trat Lukas in den nach Desinfektionsmitteln riechenden Raum.

\*

Lukas erschrak, als er sie sah. Nicht, weil sie alt geworden war. Sie sah überhaupt nicht besonders alt aus. Sie hatte nicht einmal viele Falten. Lukas erschrak, weil ihr Gesicht so furchtbar schlaff wirkte ... so teigig, kraftlos, zusammengesunken.

Ja, es war ihr Gesicht. Das war die Frau, neben der er 19 Jahre gewohnt hatte, die ihn zum Abschied in den

Arm genommen hatte und deren Tränen er gespürt hatte. Aber sie sah so ... tot aus. Nur ihre Augen bewegten sich. Lukas wusste ja um ihren Zustand. Aber es zu sehen, das war etwas völlig anderes. Das war hart. Er streckte ihr die Hand hin und brauchte einige Sekunden, um zu begreifen, dass sie seine Hand nicht nehmen konnte. Er schämte sich und griff nach ihrer Hand. Sie fühlte sich warm und schlaff an. Spürte sie überhaupt seinen Händedruck?

„Hallo Frau Schneider. Ich habe gehört, was mit Ihrem Mann passiert ist. Das tut mir wirklich sehr leid.“

Sie verzog ein wenig das Gesicht. Lukas ahnte, dass es ein Lächeln war. Ihr standen Tränen in den Augen.

„Ich hoffe, dass es Ihnen schon ein bisschen besser geht“, sagte Lukas. Und noch während er das sagte, kam ihm dieser Satz unwahrscheinlich blöd vor. Am liebsten hätte er sich geohrfeigt. Bevor er noch etwas Dummes sagen konnte, schaltete sich der Pfleger ein.

„Herr Kramer. Ich erkläre Ihnen mal, wie Sie sich mit der Frau Schneider verständigen können. Das mit dem Blinzeln kennen Sie ja vielleicht (Nein, Lukas kannte es nicht). Einmal blinzeln heißt „Ja“, zweimal heißt „Nein“. Dreimal heißt „Weiß nicht“ (Jetzt kannte Lukas es). Und dann haben wir noch unsere Buchstabentafel.“

Der Pfleger zog hinter Frau Schneiders Bett ein Holzbrett hervor, auf dem das Alphabet gemalt war. Das Ding hatte in etwa die Größe zweiter A4-Blätter. Die Buchstaben waren in fünf Reihen angeordnet. Darunter standen die Zahlen von 1 bis 9.

A B C D E  
F G H I J  
K L M N O  
P Q R S T  
U V W X Y Z  
1 2 3 4 5 6 7 8 9

„Ich führe Ihnen das mal vor.“

Der Pfleger stellte das Kopfteil des Bettes hoch und brachte Frau Schneider in eine fast sitzende Position. Dann hielt er ihr das Brett hin und fuhr mit seinem rechten Finger die Reihen ab, langsam von oben nach unten. Frau Schneider blinzelte bei Reihe zwei. Nun fuhr der Pfleger mit seinem Finger Reihe zwei entlang. Frau Schneider blinzelte beim Buchstaben H. Und dann ging das Ganze wieder von vorne los. Der kleine, bärtige Mann (Er hatte wirklich etwas von einem Hobbit ... aber hatten Hobbits Bärte?) setzte seinen Finger an der ersten Reihe an und sofort blinzelte Frau Schneider. Also Reihe eins. Er kam nicht dazu, seinen Finger die Reihe entlanggleiten zu lassen. Wieder blinzelte Frau Schneider sofort. Also das A ... HA. Als nächstes wählte die alte Frau den Buchstaben L.

„Meinen Sie Hallo?“, fragte der Pfleger. Frau Schneider blinzelte einmal.

„Weiter?“

Wieder einmal.

Das Spiel begann von vorne und diesmal bildete Frau Schneider die Buchstabenkombination LUK. Lukas verstand. Er lächelte die alte Frau an und sagte.

„Hallo Frau Schneider.“

„Ich sehe, Sie haben es raus“, sagte der Pfleger. „Ich lass Sie beide jetzt mal allein. Ich muss noch ein bisschen was arbeiten.“



Mit diesen Worten drückte er Lukas das Brett mit den Buchstaben in die Hand und verließ das Zimmer. Lukas war allein mit der gelähmten Frau, die ihm direkt in die Augen sah. Hinter einem Vorhang in der Mitte des Zimmers stand noch ein weiteres Bett, die Frau darin schien zu schlafen, Lukas hörte nur die Geräusche der Geräte, die ihren Zustand überwachten ... oder sie am Leben erhielten. Vielleicht lag sie ja im Koma.

„Es tut mir leid, dass ich Sie nie besucht habe. Ich hatte mir das immer wieder vorgenommen. Aber irgendwie war ich auch ganz froh, aus Rothenbach weg zu sein. Sie wissen ja.“

Die alte Frau blinzelte einmal.

„Ich wohne ja jetzt in Freiburg, hier ganz in der Nähe ... das wissen Sie ja. Mein Bruder lebt mittlerweile oben in Hamburg. Ähm ... sollen wir das mit dem Brett probieren? Ich hab so etwas noch nie gesehen.“

Wieder blinzelte Frau Schneider einmal. Lukas ließ seinen Finger über das Holz gleiten und nach etwa zwei Minuten hatte Frau Schneider „Kein Problem“ gesagt. Lukas musste lachen und drückte ihre Hand. Er erinnerte sich an die Späße, die sie früher mit ihm und seinem Bruder gemacht hatte. Manchmal waren ihr die Kinder zu laut. Dann erklärte sie ihnen, sie müssten ganz still sein, dann könnten sie hören, wie die Mäuse Pipi machten. Tatsächlich hatten Lukas und sein Bruder den Atem angehalten. Gehört hatten sie nie etwas.

„Möchten Sie noch etwas sagen?“

Sie blinzelte einmal und Lukas legte wieder seinen Finger auf das Brett. Nach einigen Minuten hatte sie „Sehr wichtig“ gesagt. Und dann „Sie ist immer noch da“.

Als Lukas kurz nach 16 Uhr die Intensivstation verließ, da glaubte er, sich übergeben zu müssen. Ihm war kalt und sein Magen krampfte. Er ging auf eine der Toiletten und warf sich kaltes Wasser ins Gesicht. Dann ging er in eine der Kabinen, schloss ab, klappte den Klodeckel runter und setzte sich. Jemand kam herein und drückte die Klinke. Lukas reagierte nicht. Mit verschränkten Armen saß er da und starrte ins Leere. Jemand klopfte an die Tür.

„Dauert das noch lange bei Ihnen?“

„Ja“, sagte Lukas.

„Was machen Sie überhaupt da drin?“

Am liebsten hätte er die Tür aufgerissen, sich den Kerl gepackt und seinen Kopf in die Kloschüssel gedrückt.

„KANN MAN NICHT MAL MEHR IN RUHE SCHEISSEN?“

„Schon gut, schon gut.“

Lukas hörte die Tür, der Typ war weg. Dann saß er wieder nur da und starrte ins Leere. Nur das leise Rauschen der Lüftung.

Sie war also immer noch da. Was nun?

\*

Lukas hatte das Gebäude verlassen. In seiner Tasche befand sich ein dreifach gefaltetes Stück Papier, er spürte es an seinem Oberschenkel. Frau Schneider hatte ihm einen Namen und eine Adresse diktiert, allerdings keine Telefonnummer. Es war eine Rothenbacher Adresse.

Etwa eine halbe Stunde lief Lukas in der Gegend herum. Er überquerte zwei Kreuzungen, riss ein paar Blätter aus einer Gartenhecke und bemerkte, dass er

überhaupt kein Ziel hatte. Wo zum Teufel war er überhaupt? Er ging in eine Tankstelle, kaufte sich ein Bier, fand einen Park, setzte sich auf eine Bank und machte mit seinem Taschenmesser die Flasche auf. Eine junge und zu dünne Frau schob einen Kinderwagen an ihm vorbei und warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Sah er aus wie ein Penner?

„Scheißegal“, sagte Hank, Lukas' Punkseite. „Das ist alles völlig scheißegal. Soll sie doch glotzen, die blöde Kuh mit ihrem blöden Kinderwagen.“

Lukas trank sein Bier aus, stellte die Flasche neben die Bank auf den Boden und setzte sich in Bewegung. Er marschierte Richtung Innenstadt, zu dem Laden, in dem er seit Jahren als Barkeeper arbeitete. Gewöhnlich war der Chef um diese Zeit schon da.

„Hi Lukas, du bist 'n bisschen früh.“

El Cheffe machte sich gerade mit einem Schraubenzieher an einer Steckdose zu schaffen. Sie sah gefährlich aus, war ein bisschen verschmort.

„Ich muss was mit dir bereden“, sagte Lukas.

„Hol dir erst mal 'n Bier. Ich muss mich hier konzentrieren. Die ganze Elektrik ist totaler Mist, irgendwann brennt uns noch der Laden ab.“

Lukas ging hinter die Bar und nahm sich eine Flasche Mineralwasser. Es lag ein paar Monate zurück, dass er so früh hier gewesen war. Wie schäbig der Laden doch bei Tageslicht aussah. Eine schlampig angestrichene Betonhöhle mit bunten Glühbirnen und Tischen. Der Chef stand auf und rieb sich die Hände.

„Okay, was kann ich tun für meinen besten Mann?“

Lukas trank einen Schluck Mineralwasser.

„Ich muss auf unbestimmte Zeit weg, ich kann also erst mal nicht arbeiten.“

Der Gesichtsausdruck des Chefs kippte ins Ernst-

hafte.

„Und wann musst du weg?“

„Jetzt gleich.“

„Scheiße! Hättest du das nicht früher ankündigen können. Im Moment brauch ich jeden Mann. Steffi ist auch schon seit 'ner Woche krank.“

Lukas nahm einen Schluck von dem eiskalten Wasser und es tat ihm an den Zähnen weh. Er schaute seinem Chef in die Augen. Er sollte begreifen, dass es ihm ernst war.

„Ich habe es nicht früher gewusst. Aber ich muss auf jeden Fall weg ... es ist wirklich wichtig.“

„Was Gesundheitliches? Musst du ins Krankenhaus?“

„Nee, mach dir mal keine Sorgen. Das wäre jetzt zu kompliziert zu erklären. Ich weiß, dass es blöd für dich ist. Mir wäre es ja auch lieber, wenn ich hierbleiben könnte.“

„Und wie lang bist du weg?“

„Kann ich noch nicht sagen. Kann ich echt nicht sagen.“

Der Chef zog die Brauen hoch und verschränkte die Arme vor der Brust. Er hatte in den letzten Jahren einen Bauch bekommen und die Pose war ein wenig unvorteilhaft.

„Geht's vielleicht noch 'n bisschen geheimnisvoller? Langsam werd ich echt neugierig.“

Lukas trank die Flasche aus und stellte sie auf den Tresen.

„Das alles ist eine lange Geschichte. Vielleicht erzähl ich sie dir mal. Du hältst mich dann zwar für geistesgestört aber was soll's ... ich muss jetzt langsam los.“

„Okay, meld dich, wenn du wieder in der Stadt bist.“

Vielleicht hab ich ja dann noch Arbeit für dich ... vielleicht aber auch nicht. Kriegst du noch Geld?"

„Nö“, sagte Lukas. Und dann: „Tut mir echt leid, ich weiß dass es blöd für dich ist.“

Er verließ das Lokal und holte sich fünfzig Meter weiter einen Döner. Als er das Ding gegessen hatte, da rief er Paula an.

„Hi, ich bin's ... Lukas.“

„Was gibt's?“, fragte seine Freundin. War sie überhaupt seine Freundin? Was verdammt war sie?

„Ich muss für einige Zeit weg aus Freiburg ... hab was in Rothenbach zu tun.“

„Ich dachte, du hasst Rothenbach.“

„Tu ich auch ... muss aber sein.“

„Okay, dann viel Spaß in dem Kaff.“

Lukas merkte, wie in ihm die Abneigung hochstieg. Manchmal hasste er diese Frau.

„Gibt es sonst noch was?“, fragte sie.

„Na ja ... ich weiß noch nicht, wie lange ich weg bin. Und ich dachte, wir sehen uns vielleicht noch, bevor ich fahre.“

Deutlich hörte er ihr genervtes Ausatmen.

„Du Lukas, ich habe im Moment echt viel zu tun.“

Lukas zögerte. Dann sagte er doch etwas, es kam ganz spontan.

„Ach leck mich doch am Arsch!“

Er drückte sie weg und nahm sich im selben Moment vor, die Beziehung als beendet zu betrachten. Er liebte sie sowieso nicht mehr. Und auf den Sex würde er verzichten können. Etwa fünfzehn Minuten, während er zurück zu seiner Wohnung lief, hoffte er noch, sie würde ihn anrufen. Aber sie tat es nicht. Und er auch nicht. Die Sache war vorbei.

Als Lukas seine Wohnungstür aufschloss, da kam ihm die Idee, es einfach sein zu lassen, sich einfach hier zu verkriechen. Bier, Couch und Fernseher. Ab und zu ein bisschen lesen. Oder Videospiele. Videospiele waren gute, professionelle Ablenkung. Einfach ein paar Tage warten, einfach nur rumhängen und alles vergessen. Er wollte, wollte und wollte nicht dorthin zurück. Nicht zurück nach scheiß Rothenbach!

Lukas gab sich einen Ruck, machte den Computer an und suchte die Telefonnummer heraus, die zu der Adresse und zu dem Namen gehörte, die Frau Schneider ihm diktiert hatte. Er atmete tief durch und wählte die Nummer. Er ließ es sechsmal klingeln und wollte schon auflegen. Doch da wurde der Hörer abgenommen. Die Frau war außer Atem.

„Ja hallo, was ist denn?“

„Hallo, mein Name ist Lukas Kramer. Ich habe Ihre Telefonnummer von der Frau Schneider.“

„Lassen Sie mich erst mal zu Atem kommen. Sie haben mich gerade aus dem Keller hochgeschucht.“

Sie holte einige Male tief Luft, Lukas hörte es sehr deutlich. Er stellte sich eine dicke Frau um die Fünfzig vor. Eine Frau, die gerade unten im Keller ihre Finger in irgendwelche Marmeladengläser gesteckt hatte.

„So ... jetzt is besser. Waren Sie bei der Frau Schneider im Krankenhaus?“

„Ja, vor einigen Stunden.“

„Und wie geht es der Ärmsten?“

„Den Umständen entsprechend. Gesundheitlich wohl wieder besser. Aber natürlich war das sehr viel ... also das mit ihrem Mann und dem Herzinfarkt.“

„Ja ja, das will man sich gar nicht vorstellen. Also wenn man so daliegt und nichts machen kann. Das muss ja ganz furchtbar sein. Da will man gar nicht dran

denken.”

„Ja”, sagte Lukas. Er wusste nicht so recht warum, aber diese Frau war ihm unsympathisch. Eine kurze Pause trat ein. Dann wieder sie:

„Ja jedenfalls, ich hab bei den Schneiders ab und zu geputzt ... das Meiste hat der Herr Schneider ja selbst gemacht, aber ab und zu ... also er hat ja selbst auch gesundheitliche Probleme gehabt und war nicht mehr der Jüngste. Und dann hab ich immer mal wieder ausgeholfen und äh-”

„Waren Sie Nachbarn, also Sie und die Schneiders?”, unterbrach Lukas die Frau.

„Nein, überhaupt nicht. Ich habe nur geputzt und äh ... ja, also ich habe den Zweitschlüssel von dem Haus und den sollen jetzt wohl Sie bekommen. Die Schneiders haben ja keine Verwandten gehabt und vielleicht geht das Haus ja auch jetzt direkt an Sie ... also als Erbe. Sie haben ja wohl früher ein sehr gutes Verhältnis zu den Schneiders gehabt ... obwohl es mich natürlich wundert, dass Sie nie zu Besuch waren. Oder waren Sie mal zu Besuch?”

Lukas hielt den Hörer einige Zentimeter von seinem Ohr weg. Kaum war sie wieder bei Atem, da sprach sie viel zu laut. Sie hatte den breiten, schwerfälligen Dialekt Rothenbachs. Eine echte Eingeborene.

„Und haben die Schneiders sonst noch irgendetwas gesagt?”

„Ja ähm ... nein, eigentlich nicht. Also ich soll Ihnen nur diesen Umschlag mit dem Schlüssel geben.”

„Okay”, sagte Lukas. Er kam sich vor, als schlitterte er eine glatte Eisfläche hinunter. Und dort unten, am Ende dieser Fläche, da war irgendetwas, irgendetwas, dem er eigentlich aus dem Weg gehen sollte. Aber das war unmöglich. Er rutschte immer weiter. Er hatte Frau

Schneider besucht und jetzt hatte er diese laute Frau am Telefon. Und die hatte einen Schlüssel für ihn. Und er wusste, dass er nach Rothenbach fahren würde.

„Hallo? Sind sie noch dran, junger Mann?“

„Ja, ich bin noch dran. Kann ich morgen Vormittag bei Ihnen vorbeikommen und den Schlüssel abholen? So gegen elf?“

Die Frau schien zu überlegen. Lukas hörte etwas, das wie Magenknurren klang. Anscheinend hatte sie ihre Finger nicht lange genug in die Marmeladengläser getaucht.

„Ja, um elf ist okay. Wenn es Ihnen später wird, dann rufen Sie aber bitte an. Meine Nummer haben Sie ja.“

„Okay, dann bis morgen um elf.“

„Gut. Bis dann.“

Mit diesen Worten legte sie auf. Lukas hatte noch ein paar Sekunden den Hörer am Ohr und hörte sich das Piepsen an. Dann legte auch er auf.

Nachdem Lukas seine Reisetasche gepackt hatte – nur das Übliche: Klamotten, Zahnbürste, Bücher, Laptop, Ladegerät fürs Telefon usw. – legte er sich auf die Couch und machte den Fernseher an. Es lief eine Folge der Simpsons, die er noch nicht kannte. Von der Handlung bekam er nichts mit, zu sehr war er in Gedanken. Dann, es war so gegen neun, schlief er bei laufendem Fernseher ein. Ihm fielen einfach die Augen zu. Er wunderte sich noch über diese bleierne Müdigkeit und versuchte, die Lider zu heben. Dann war er weg ...

... und dann war er in Rothenbach. Alles sah ganz anders aus aber es war eindeutig Rothenbach. Lukas stieg in einem großen Bahnhof aus einem großen, blutroten Bahnwaggon (es gab überhaupt keinen richtigen Bahnhof in Rothenbach, nur eine kleine



Haltestelle) und sah seinen Bruder. Sie begrüßten sich und sein Bruder sagte, sie müssten jetzt zu den Eltern, das Essen sei fertig. Also gingen sie die Straße entlang und plötzlich war der große, aufrecht gehende Ameisenbär bei ihnen. Er ging einfach neben seinem Bruder Daniel her und ab und zu schlängelte die lange, lachsfarbene Zunge heraus. Die ganze Zeit überlegte Lukas, wie er Daniel erklären konnte, dass dieses Vieh gefährlich war, dass es besser war, Abstand zu halten. Er musste es seinem Bruder ja sagen, ohne dass der Ameisenbär davon etwas mitbekam. Das war das Allerwichtigste. Der Ameisenbär durfte keinen Verdacht schöpfen.

Ein paarmal stieß Lukas seinen Bruder mit der Schulter an. Er packte ihn sogar am Arm und wollte ihn dazu bringen, schneller zu laufen. Vielleicht konnten sie das Tier ja abhängen. Vielleicht konnte dieses Wesen nicht so schnell laufen. Vielleicht konnten sie es auch überlisten ... einfach ganz plötzlich in einen Seitenweg einbiegen. Oder über eine Hecke steigen und durch einen der Gärten laufen. Aber Daniel begriff es einfach nicht und Lukas wurde wütend. Da sagte er einfach offen heraus, dass der Ameisenbär gefährlich sei und dass es nicht gut sei, dass er mit ihnen lief. Und da, ganz plötzlich, hatten Daniel und der Ameisenbär die Plätze getauscht. Nun war das Vieh in der Mitte.

Verzweifelt versuchte Lukas, um das Tier herumzukommen aber es war zu schnell und zu groß. Er konnte es auch nicht überlisten. Und er sah seinen Bruder nicht mehr. Irgendwo auf der anderen Seite musste Daniel sein, irgendwo hinter diesem großen, behaarten Ding mit der langen Schnauze und den schwarzen Augen. Aber es ging einfach nicht, er kam nicht an dem Tier vorbei. Er rannte gegen es, rannte in

sein Fell und spürte seinen knochigen, harten Körper. Immer und immer wieder. Da sah Lukas ein, dass es nicht ging.

Und dann waren sie plötzlich zu Hause, bei den Eltern. Sie saßen zu viert an einem großen, runden Tisch und der Vater sagte immer wieder, dass es gleich etwas zu essen geben werde. Er wiederholte es einfach wieder und wieder. Aber es kam nichts.

Lukas saß neben seinem Bruder und nirgends war der Ameisenbär zu sehen. Er schaute auch nicht zum Fenster herein. Trotzdem wusste Lukas, dass er noch da war, irgendwo in der Nähe des Hauses. Er hatte wieder einmal gegen das Ding verloren. Er hatte es nicht geschafft, Daniel von dem Tier abzubringen. Er hatte ihn nicht davon überzeugen können, dass das Vieh eine Gefahr war, eine tödliche Gefahr. Und jetzt ging es nicht mehr. Es ging einfach nicht mehr. Auf dem Weg zum Haus, da wäre es gegangen.

Später – nach dem Essen – würde Daniel nach draußen gehen und dann würde er wieder auftauchen, der große Ameisenbär. Er würde einfach da sein, ganz plötzlich. Und Lukas wusste nicht, wie er seinen kleinen Bruder beschützen sollte. Er wusste, dass dieser Ameisenbär etwas vorhatte, dass er Daniel irgendwohin locken wollte ...

In Panik wachte Lukas auf. Er hörte sein Herz klopfen und brauchte einige Minuten, um sich zu beruhigen. Diese verdammte Scheiße, dieser ganze Mist aus seiner Vergangenheit. Irgendwie hatte er immer geahnt, dass es das nicht war, dass die Sache nicht vorbei war. Vielleicht sollte er seinen Bruder anrufen und mit ihm über die verdammte Angelegenheit reden. Über den Ameisenbären ... über das, was damals passiert war. Aber sofort verwarf Lukas den Gedanken.

Er hatte in den letzten zehn Jahren mehrmals versucht, mit Daniel zu reden. Sobald das Gespräch auf Rothenbach kam, brach sein Bruder ab ... rigoros, keine Diskussion. Daniel hasste diesen Ort noch viel mehr als Lukas ihn hasste. Er war nach Hamburg geflüchtet, ans andere Ende des Landes. Er hatte das alles aus seinem Leben verbannt: Rothenbach, die Demütigungen, die Sache mit dem aufrecht gehenden Ameisenbären.

Lukas sah sich im Zimmer um und sein Blick fiel auf die Wanduhr. Es war kurz nach halb eins und im Fernsehen lief eine Diskussionsrunde. Alte Männer in Sakkos. Kurz hörte Lukas ihnen zu, es ging um Gentechnik. Dann pulte er die Fernbedienung aus der Sofaritze und machte den Kasten aus. Er streckte sich auf der Couch aus, legte sich die Hände auf den Bauch und dachte an das, was damals gewesen war.

### 3. Der große Ameisenbär

Es wäre zu viel gesagt ... das wäre unfair. Ab und zu war Lukas versucht, seine Kindheit als hart, grausam ... oder einfach beschissen zu betrachten. Aber eigentlich war sie das nicht. Gut, er war an einem engen, von Missgunst geprägten Ort aufgewachsen. Okay, er war der Sohn eines Vaters, der sich immer nur anpassen wollte, anstatt einmal aufzustehen und auf den Tisch zu hauen. Aber es hätte schlimmer kommen können. Und für manche war es ja auch schlimmer gekommen. Er hatte ja erlebt, was anderen passiert war, was andere für ein Leben hatten. Da gab es zum Beispiel Georg, einen Jungen aus Lukas' Klasse, der geistig leicht zurückgeblieben war ... oder der zumindest diesen Eindruck machte. Georg wurde von seinen Eltern misshandelt. Alle paar Tage kam er mit blauen Flecken in die Schule, manchmal hinkend oder mit kahlen Stellen auf dem Kopf. Sie rissen ihm tatsächlich die Haare aus. Aber Georgs Leid interessierte einfach keinen ... es war merkwürdig. Wahrscheinlich hätte Georg auch blutend zur Schule kommen können und es hätte keinen interessiert.

Der Grund dafür lag – so dachte sich Lukas – darin, dass Georg einer der unsympathischsten Menschen war, die er je getroffen hatte. Er war laut, dumm, hässlich und irgendwie ekelhaft. Dauern pulte er an sich herum, dauern hatte er irgendwelche Wunden oder irgendeinen Ausschlag. Lukas hatte ihm die Schläge immer gegönnt, er hatte immer eine Art Befriedigung gespürt, wenn es wieder passiert war und der Körper des Jungen davon Zeugnis ablegte. Wahrscheinlich ging es den Lehrern ähnlich. Vielleicht hofften sie sogar,

seine Erzeuger würden diesen kleinen hässlichen Schreihals endlich totschiagen.

Sicher hätte es Georg leichter gehabt, wenn er nur ein klein wenig liebenswert gewesen wäre, nur ein klein bisschen weniger ekelhaft. Im Nachhinein tat der Junge Lukas leid. Er konnte doch nichts dafür, dass er so abstoßend war. Es gab einfach solche Menschen.

Was Georg wohl heute machte? Konnte dieser Mensch Frau und Kinder haben? Oder hatte er sich in ein großes, schwarzes Insekt verwandelt und sich irgendwo in die Erde gegraben? Zweites konnte sich Lukas ganz gut vorstellen, erstes kaum.

Oder eben Peter. Oh Scheiße ... Peter. Einer der wenigen Freunde, die Lukas während seiner Schulzeit in Rothenbach hatte. Peter, der immer diese nach Cola riechenden Kaugummis kaute und die größten Blasen damit machte. Peter, der immer ein Indianer sein wollte, der sich das Gesicht bemalte und sich einen Bogen baute, mit dem er diese Stäbe verschoss, die an den Silvesterraketen dran waren und die sie zum Beginn jeden Jahres gemeinsam sammelten. Peter, der allein durch die Wälder streifte und der ... nun ja, den es dann eben erwischte. Lukas war sich fast sicher, dass sie es war, dass sie ihn sich geschnappt hatte. Aber warum ließ sie ihn am Leben? Warum kam er wieder?

Lukas war gerade elf, als es passierte. Seine Eltern hatten es ihm erzählt, er selbst sah Peter nicht wieder. Sein Freund war abends einige Stunden unauffindbar, halb Rothenbach suchte nach ihm. Dann griff man ihn auf der Hauptstraße des Ortes auf. Er lief mitten auf der Straße, schaute ins Leere und antwortete nicht. Und als er auch den ganzen nächsten Tag nicht sprach, da brachten sie ihn ins Krankenhaus und auch dort sprach er nicht und starrte nur vor sich hin.

Lukas bat seine Eltern damals, mit ihm hinzufahren. Er wollte Peter besuchen. Aber sie fuhren nicht mit ihm hin. Dachten sie, Wahnsinn sei ansteckend? Sie taten es einfach nicht.

Einige Jahre später versuchte Lukas dann, herauszubekommen, wo Peter mittlerweile war. Er fragte Peters Eltern aber die schickten ihn wütend weg. Er rief auch in der psychiatrischen Klinik an, in die sie ihn damals gesteckt hatten. Aber dort durften (oder wollten?) sie ihm keine Auskunft geben. Nach diesen beiden Versuchen gab Lukas es auf. Ingeheim hatte er Angst vor dem, was er finden würde. Hatten sie ihn wieder hinbekommen? Hatte er wieder angefangen zu sprechen? Oder war Peter ein sabberndes, mit Medikamenten vollgestopftes Wrack, das in irgendeinem Heim an irgendeinem Tisch saß und vor sich hin starrte? Lukas wusste es nicht und vielleicht war das ganz gut so.

Es gab wirklich Leute, die beschissener dran waren als er. Und nicht nur diese beiden. Auch sein Bruder gehörte dazu. Lukas dachte an den Zoobesuch, damit hatte ja alles angefangen. Er war damals gerade acht, sein Bruder sechs. Ihr Vater war abends immer müde und brauchte seine Ruhe. Der verdammte Job machte ihn fertig. Aber am Sonntag, da riss er sich zusammen, kam vom Sofa hoch, packte Frau und Kinder in den gelben Opel Ascona und machte mit seiner Familie den obligatorischen Ausflug ... meistens in den Zoo. Tiere schauen und Eis essen. Meistens nach Stuttgart in die Wilhelma, nach Karlsruhe oder nach Freiburg in den Mundenhof. Meistens in den Mundenhof.

Dieser eine Zoobesuch aber, mit dem diese seltsame Geschichte begann, war in Stuttgart oder Karlsruhe ... wahrscheinlich Stuttgart. Es war ein sonniger aber

kühler Tag im Mai. Lukas erinnerte sich, dass er und sein Bruder Jacken trugen. Viel los war nicht an diesem Tag, nicht allzu viele Besucher. Wie üblich hatte ihr Vater nach einem Parkplatz gesucht, auf dem er umsonst parken konnte. Für das Benzin, das er so verfuhr, hätte er auch gleich ins Parkhaus können.

Gegen drei Uhr nachmittags waren sie dann endlich drin im Zoo. Die Kinder bekamen Eis am Stiel und der Vater machte einen Plan. Er betrachtete es als seine Pflicht und sein Vorrecht, die Route festzulegen. Man hatte schließlich bezahlt und es kam nicht in Frage, eines der Tiere, für die man bezahlt hatte, auszulassen. Deshalb der Plan, deshalb die Route. Einfach drauflos zu gehen und möglicherweise irgendetwas zu verpassen, das war ausgeschlossen.

So machten sie also die Tiere durch und irgendwann kamen sie zu dem Gehege mit den Ameisenbären. Lukas hatte solche Tiere schon einmal in einem Buch gesehen, sein Bruder nicht. Der Kleine war fasziniert von diesen Dingern mit den langen Schnauzen und den buschigen Schwänzen. Mit offenem Mund stand Daniel vor dem Gehege, war fast nicht mehr von dort weg zu kriegen. Erst als der Vater laut wurde, ging es weiter.

Auf der ganzen Nachhausefahrt sprach Daniel nur von den Ameisenbären und weder Lukas noch seine Eltern verstanden so recht, wieso ihn diese Tiere so faszinierten. Sie waren weder besonders groß, noch besonders niedlich, noch besonders gefährlich. Sie sahen einfach nur komisch aus. Warum nicht die Elefanten? Oder die Löwen? Oder die stinkenden Flusspferde?

Zwei Tage später – es muss ein Dienstag gewesen sein, die Zoobesuche waren fast immer sonntags – lagen Lukas und sein Bruder in ihrem Etagenbett.

Lukas hatte es immer als sein Recht betrachtet, oben zu liegen. Schließlich war er der Große.

Es war kurz nach zehn und eigentlich – das heißt: Nach dem Willen der Eltern – sollten sie schlafen. Stattdessen unterhielt Lukas seinen Bruder mit Schattenspielen. Er leuchtete mit der Taschenlampe an die Wand gegenüber dem Bett und machte mit der rechten Hand irgendwelche Figuren. Dazu dachte er sich Geschichten aus, die diese Figuren erlebten. Meist irgendwelches albernes Zeug. Geschichten, die weder Anfang noch Ende hatten und in denen viel gestritten und geprügelt wurde.

Nach etwa einer Stunde wurde die Sache langweilig, zum Schlafen aber waren die Brüder zu aufgedreht. Da fing Daniel wieder mit den Ameisenbären an. Er wollte wissen, wo diese Tiere lebten, wie viele es davon gab und ob sie wirklich Ameisen aßen. Lukas nervten diese Fragen, trotzdem antwortete er. Ja, sie aßen Ameisen ... sonst würden sie ja nicht Ameisenbären heißen. Und sie lebten irgendwo in Amerika (das hatte er auf dem Schild an dem Gehege gelesen. Er tat aber so, als hätte er es schon vorher gewusst) und eben eingesperrt im Zoo. Und es gab ganz viele davon. Bestimmt tausend oder zehntausend.

Daniel sagte nein, das stimme nicht. Und dieses Nein war durchtränkt von Befriedigung. Endlich wusste er einmal etwas besser als sein älterer Bruder. Nein, sie lebten eben nicht nur in Amerika und im Zoo. Sie lebten auch in Deutschland. Erst gestern habe er einen gesehen ... hinter dem Haus, am Waldrand.

Lukas widersprach. Das könne nicht sein. Aber Daniel blieb dabei, dass er einen Ameisenbären gesehen habe. Er sei allerdings viel größer gewesen als die im Zoo ... und aufrecht gehend, auf den Hinterbeinen.



Der Ameisenbär habe einfach am Waldrand gestanden und ihn angeschaut.

Natürlich hielt Lukas dagegen. Hier in Deutschland gebe es keine Ameisenbären ... außer natürlich im Zoo. Aber bestimmt nicht hinter dem Haus. Hier sei es nämlich viel zu kalt für Ameisenbären. Und sie würden gar nicht genug Nahrung finden. In Amerika gebe es nämlich viel mehr Ameisen ... und viel größere.

Da wurde Daniel wütend. Er fing sogar an, leise zu weinen. So leise, dass es sein Bruder nicht hören konnte. Wieso wollte ihm der Blödmann nicht glauben? Wo er den Ameisenbären doch eindeutig gesehen hatte ... hinter dem Haus, beim Wald. Gleich hinter dem Zaun hatte er gestanden.

Daniel beschloss, nicht mehr mit Lukas zu reden. Und das hielt er durch bis zum nächsten Mittagessen. Lukas war es ganz recht. Das trotziges Schweigen seines Bruders war keine Strafe für ihn, sowieso quatschte der Kleine zu viel.

Am Nachmittag des nächsten Tages geschah etwas Seltsames. Lukas schaute sich eines seiner WAS IST WAS-Bücher an (das über die Dinosaurier) und Daniel versuchte, ihn davon abzuhalten. Dem Kleinen war langweilig.

„Wenn du nicht mit mir spielst, dann geh ich eben den Ameisenbär suchen.“

Ganz genau erinnerte sich Lukas an die Worte seines Bruders. Ihm stand sogar dieses wütende kleine Gesicht vor Augen. Daniel lief immer rot an, wenn er wütend war. Er verfärbte sich schnell wie ein Chamäleon.

„Dann geh doch zu deinem blöden Ameisenbär“, hatte Lukas geantwortet und der Kleine war weggerannt.

Etwa eine Viertelstunde saß Lukas noch über seinem

Buch, dann machte er sich Sorgen um seinen Bruder. Wenn er wütend war, dann machte der Kleine manchmal Blödsinn. Lief einfach weg und setzte sich bei den Nachbarn in den Garten. Oder marschierte die Straße entlang und bestand darauf, dass er sich jetzt eine andere Familie suchen würde. Einmal hatten sie ihn drüben bei den Schneiders in einer leeren Regentonnen gefunden. Er kam nicht mehr raus und schrie wie am Spieß. Er hatte Angst vor den Asseln, die zu hunderten um seine Füße herum krabbelten.

Also klappte Lukas sein Buch zu und ging seinen kleinen Bruder suchen. Wo behauptete er, diesen großen Ameisenbären gesehen zu haben? Ach ja, hinter dem Haus ... am Waldrand. Also einmal um das Haus herum, zu den Gemüsebeeten. Seine Eltern bauten hier allen möglichen Kram an: Bohnen, Mohrrüben, Kohlrabi ... lauter gesunde Sachen, die Lukas nicht mochte. Insgeheim vermutete er, dass die Eltern ihnen dieses Gemüsezeugs nur vorsetzten, weil es nichts kostete, weil es ganz umsonst hinter dem Haus wuchs. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätten sie die ganzen Beete platt gemacht und einen Teich angelegt. Peters Familie, die hatten einen Gartenteich ... mit Fischen und Seerosen und allem. Aber sie hatten nichts außer den Beeten. Und dann kam der grüne Drahtzaun, dann ein kleiner Erdwall und dann der Wald.

Lukas sah seinen Bruder, er stand am Gartenzaun und starrte in das Blätterdickicht. Und dann sah Lukas noch etwas. Etwas Großes. Größer als ein Mensch. Er konnte nicht erkennen, was es genau war. Er sah es nur im Wald verschwinden, in diesem Meer aus Blättern und Ästen. Das Ding war komplett mit graubraunem Fell bedeckt und es bewegte sich langsam und ein wenig unbeholfen. Tatsächlich wie ein vierbeiniges Tier,

das versucht, auf zwei Beinen zu gehen. Aber da war es auch schon verschwunden und nur noch das Rascheln der Blätter war zu hören. Wie erstarrt stand Lukas da. Das alles hatte sich in etwa zehn Meter Entfernung abgespielt, er war ja gerade erst um das Haus herum gekommen. Daniel aber war näher dran, er stand direkt beim Zaun. Und jetzt – Lukas erschrak und setzte sich mit einem Ruck in Bewegung – schob Daniel einen seiner kleinen Füße in das Drahtgeflecht. Er wollte über den Zaun klettern, er wollte aus dem Garten raus, diesem ... was war es überhaupt? ... hinterher. Als er schon fast drüber war, da bekam Lukas ihn am Hosensack zu packen und zog ihn vom Zaun runter.

„Hey du Blödmann, lass mich los!“

Aber Lukas ließ nicht los. Er packte seinen kleinen Bruder am Arm und schleppte den schimpfenden Zwerg zurück ins Haus. Er hatte nicht gesehen, was das für ein Ding war, dem Daniel da hinterher wollte. Aber er wusste, dass irgendetwas nicht stimmte. Das war nichts, was hierher gehörte. Noch nie hatte er so etwas gesehen. Hier gab es doch nur Rehe und Hasen. Als er gesehen hatte, wie sein kleiner Bruder über den Zaun klettern wollte, da hatte er eine furchtbare Angst verspürt. Was wäre passiert, wenn er ihn nicht noch rechtzeitig gepackt hätte? Grob drückte er seinen kleinen Bruder auf einen der Küchenstühle.

„AUA! BIST DU BESCHUEERT?“

„Wo zum Teufel wolltest du gerade hin?“

Daniel schaute ihn böse an, antwortete aber.

„Ich wollte schauen, wo er hingeht.“

„Wo wer hingeht?“

„Der große Ameisenbär. Du hast ihn ja selbst gesehen ... gib's zu! Es gibt ihn wirklich!“

Lukas setzte sich neben seinen Bruder und atmete

tief durch. Wenn er mehr erfahren wollte, dann durfte er den Kleinen jetzt nicht verärgern. Das wusste Lukas ... und stellte sich geschickt an. Er bestätigte ihm, dass er den Ameisenbären gesehen hatte, dass Daniel Recht gehabt hatte. Zwar hatte Lukas nur einen haarigen Rücken und einen buschigen Schwanz gesehen, aber okay, dann war es eben ein Ameisenbär. Und so erfuhr Lukas, dass Daniel dieses Ding insgesamt schon dreimal gesehen hatte. Zuerst an dem Tag, nachdem sie im Zoo gewesen waren ... also am Montag. Da allerdings nur aus der Ferne. Es kam kurz aus dem Wald und dann verschwand es sofort wieder. Trotzdem hatte Daniel gleich erkannt, was es war, darauf bestand er. Dieselbe spitze, lange Schnauze wie das Tier im Zoo ... unverwechselbar.

Das zweite Mal zeigte sich das Tier am folgenden Tag. Daniel spielte hinten im Garten, hörte plötzlich ein Rascheln und da kam es auf zwei Beinen aus dem Wald und stellte sich an den Gartenzaun. Er habe erst ein bisschen Angst gehabt, so Daniel. Dann sei er aber trotzdem hingegangen und dann, als nur noch ein paar Meter zwischen ihm und dem großen Tier lagen, da rief ihre Mutter nach ihm. Er sollte ins Haus kommen. Sofort verschwand der Ameisenbär im Wald. Drehte einfach um und watschelte davon. Anscheinend hatte ihre Stimme ihn erschreckt.

„Und heute war er schon wieder da und diesmal hast du ihn erschreckt“, sagte Daniel.

Gerne hätte Lukas ihm noch einmal erklärt, dass es in Deutschland keine Ameisenbären gab. Und erst recht nicht im Wald hinter ihrem Haus. Aber gerade eben, vor weniger als einer Viertelstunde, da hatte er es selbst gesehen: Ein großes, graubraun behaartes Etwas. Aufrecht stehend. Vielleicht war es ja ein verkleideter

Mann? Ein Jäger, der sich mit einem Fell tarnte ... so wie die Indianer, von denen Peter immer erzählte. Aber es hatte eben nicht wie ein Mensch ausgesehen und es lief auch nicht wie ein Mensch. Es lief wie ein Tier, das sich auf zwei Beine gestellt hat.

„Hat es irgendwelche Geräusche gemacht?“ fragte Lukas.

„Nein“, antwortete Daniel, „Ameisenbären machen sowieso überhaupt keine Geräusche.“

„Vielleicht war das gar kein richtiger Ameisenbär. Der war doch viel größer als die im Zoo. Und außerdem sind die auf vier Beinen gelaufen.“

Daniel reckte das Kinn, machte sich größer. Für seine sechs Jahre hatte er ab und zu eine ziemlich arrogante Art drauf.

„Das war bestimmt ein Ameisenbär. Ich weiß genau, wie die aussehen. Und er kommt bestimmt auch wieder. Und dann bist du nicht da und kannst ihn auch nicht erschrecken.“

In den nächsten Tagen versuchte Lukas, seinen Bruder nicht aus den Augen zu lassen. Ihr Verhältnis drehte sich um. Wollte früher der Große den Kleinen loswerden, so versuchte nun der Kleine, den Großen abzuschütteln. Lukas hatte seinem Bruder befohlen, nicht mit dem Ameisenbären mitzugehen. Er hatte seinem Bruder gedroht, all sein Spielzeug zu zerstören, wenn er nach hinten in den Garten ginge. Er hatte sogar seiner Mutter und seinem Vater von der Sache erzählt, obwohl er ahnte, dass sie ihm nicht glauben würden. Und so war es dann auch. Sie sagten nur, er habe schon immer eine lebhaftere Phantasie gehabt und es gebe keine Ameisenbären in Deutschland.

Es war einfach verrückt. Er hatte dieses große Tier gesehen und niemand glaubte ihm. Und natürlich

würde der Zwerg wieder hinter das Haus gehen, in der Hoffnung, den großen Ameisenbären zu sehen, da war sich Lukas absolut sicher. Was sollte er machen? Er wusste ja, dass an der Sache irgendetwas faul war ... dass dieses Tier vielleicht sogar gefährlich war. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen kleinen Bruder im Auge zu behalten, ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. Und da gerade Ferien waren ging das auch.

Aber dann fing die Schule wieder an und die Überwachung hatte ein Ende. Sowieso hatte Daniel schon länger nicht mehr von dem Ameisenbären angefangen. Vielleicht war er ja weg. Vielleicht würde der Kleine sowieso nicht mehr hinters Haus gehen. Was sollte er auch dort ... bei den Gemüsebeeten? Immer noch hatte Lukas das Gefühl, seinen kleinen Bruder beschützen zu müssen ... aber Scheiße noch mal, er konnte doch nicht ewig auf ihn aufpassen.

\*

Es war etwa eine Woche nach Schulbeginn. Lukas kam gegen halb zwei nach Hause und vor dem Haus stand ein Krankenwagen. Erst dachte er, es sei etwas mit den Schneidern. Die waren schon alt und alte Leute hatten ja immer irgendetwas. Aber der Krankenwagen stand vor ihrem Haus, direkt vor der Eingangstür. Und dann sah er seinen Bruder Daniel. Er lag auf einer Trage mit Rollen unten dran und wurde von einem Sanitäter Richtung Krankenwagen geschoben. Ein anderer Sanitäter lief neben der Trage her und hielt einen Beutel hoch, in dem eine durchsichtige Flüssigkeit schwappte. Ein Schlauch führte hinunter zu seinem Bruder.

Lukas rannte los, er verlor seine Schultasche und

stolperte über den Bordstein. Aber dann war er bei Daniel. Der Kleine war weiß wie Schnee und auf seinem Pullover klebte Erbrochenes. Seine Augen waren offen und er bewegte die Lippen, als ob er etwas sagen wollte. In diesem Moment wurde Lukas von hinten gepackt. Seine Mutter zog ihn von der Trage weg und nahm ihn in den Arm, ihr Gesicht war ganz feucht. Aus dem Augenwinkel sah Lukas, wie die Sanitäter seinen kleinen Bruder in den Wagen schoben.

An das, was dann kam, erinnerte Lukas sich gut. Seine Mutter fuhr mit Herrn Schneider – der Vater war noch bei der Arbeit und die Kramers hatten nur den einen Wagen – dem Krankenwagen hinterher. Lukas musste bei Frau Schneider bleiben, die ihm Kakao kochte. Er fragte sie, was denn passiert sei, aber sie wusste es nicht. Und dann, dann kamen ihm ganz plötzlich die Tränen und er sagte, dass es ihm so leid tue und dass er seinen kleinen Bruder hätte beschützen müssen. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Frau Schneider nahm Lukas in den Arm und sagte ihm immer wieder, dass es nicht seine Schuld sei und dass ja gar nicht klar sei, was denn nun passiert war. Aber Lukas ließ sich nicht trösten. Und dann, dann erzählte er Frau Schneider von dem großen Ameisenbären, den er gesehen hatte und mit dem Daniel mitgehen wollte. Und anders als bei seinen Eltern hatte Lukas den Eindruck, dass ihm Frau Schneider ganz aufmerksam zuhörte. Sie schien ihm tatsächlich zu glauben. Sie sagte ihm sogar, dass er stolz auf sich sein könne. Schließlich habe er ja versucht, seinen kleinen Bruder zu beschützen.